3 1761 05328168 9

Die Schildbürger

PT
941
S3
1900z
c. 1
ROBA

Lene
Lorenz

Regina A. Grehne 1 00

Helene Lorenz.

Die Schildbürger

*

IZELSING

Die Schildbürger

Herausgegeben
von
Dr. Hans Greifenhagen

Mit farbigen
Holzschnitten und Vignetten
von Otto Feising

Verlag Deutsche Scholle · Leipzig

Den Druck
und die Buchbinder-
arbeiten lieferte die Firma
Gustav Pritz & Co.
in Leipzig

LIBRARY
OCT 2 6 1999
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Schildbürger 9
Warum die Schildbürger Narren wurden 14
Die Schildbürger holen Holz zum Rathausbau 16
Die Schildbürger bauen ihr Rathaus 19
Die Schildbürger tragen den Tag in ihr Rathaus (siehe Titelbild) 22
Die Schildbürger bringen Licht in ihr Rathaus 25
Wohin die Schildbürger den Ofen des Rathauses setzen . 29
Die Schildbürger säen Salz (mit farbigem Bild) 31
Die Schildbürger züchten Heringe 37
Die Schildbürger und der Teufel 41
Die Schildbürgerin und die Eier 46
Der Schildbürger und der Hecht 48
Gerichtstag zu Schilda 50
Die Schildbürger und der Mühlstein 55
Die Schildbürger geben einem Baum zu trinken 56
Der Eimer im Brunnen 58
Die Schildbürger lernen schwimmen 59
Wie der Krieg kam 62
Die Schildbürger und die Waldtauben 65
Wie der Schweinehirt Schultheiß wird 69
Der neue Schultheiß in der Stadt 73
Die Schildbürger ziehen dem Kaiser entgegen 78
Die Schildbürger bewirten den Kaiser 81

Seite

Des Kaisers Freibrief 82
Der Tauschhandel. Die Kuh auf der Mauer (mit farbigem Bild) 84
Das Pferde-Ei 88
Obstbau in Schilda 89
Die Schneider von Schilda 90
Die Schildbürgerin und ihr Kater 93
Der pelzerne Lindwurm 96
Die Fehde 100
Der Zierbrunnen zu Schilda 107
Die Taufgevatterreise 111
Die Schildbürger versenken ihre Glocke 116
Des Schildbürgers Tapferkeit 117
Die Schildbürger ersäufen einen Krebs 118
Wo einem Kriegsknecht aus Schilda das Herz sitzt 120
Die Schildbürger und der Maushund (mit farbigem Bild) . . 121
Schildas Untergang 126

*

Die Schildbürger.

In dem großmächtigen Königreich Utopia, hinter Kalikutka, liegt ein Dorf oder Bauernstädtchen, Schilda genannt, von welchem mit allem Fug das alte Sprichwort gerühmt werden konnte:

Wie die Eltern geartet sind,
So sind gemeiniglich die Kind'.

Denn auch die Schildbürger waren in ihrer Voreltern Fußstapfen getreten und wären darin verharrt, wenn sie nicht die Not, der kein Gesetz vorgeschrieben ist, oder die Förderung des lieben Vaterlandes genötigt hätte, einen andern Weg zu betreten.

Der erste Schildbürger war ein hochweiser und verständiger Mann, und es ist wohl anzunehmen, daß er seine Kinder nicht wie die unvernünftigen Tiere herumlaufen ließ. Ohne Zweifel war er ein strenger Vater, der ihnen nichts Arges nachsah; vielmehr unterwies er sie als ein getreuer Lehrer, und sie wurden mit allen Tugenden aufs höchste geziert, ja überschüttet, so daß niemand in der ganzen weiten Welt sie übertraf oder auch nur ihnen zu vergleichen war. Denn zu jener Zeit waren die weisen Leute noch gar dünne gesät, und es war eine Seltenheit, wenn einer derselben sich

hervortat. Sie waren gar nicht so gewöhnlich, wie sie jetzt unter uns sind, wo ein jeder Narr für weise gehalten werden will. Deswegen verbreitete sich der Ruhm von ihrem hohen Verstand und ihrer seltenen Weisheit über alle Lande und ward Fürsten und Herren bekannt; wie sich denn ein so herrliches Licht nicht leicht verbergen läßt, sondern, wo es sich finden mag, seine Strahlen von sich wirft.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten von Kaisern und Königen Botschaften an sie abgefertigt wurden, um sich in zweifelhaften Sachen Rats zu holen, der immer überreich bei ihnen zu finden war, da sie voll von Weisheit steckten. Auch fand man immer, daß die treuen Ratschläge, die sie gaben, nicht ohne besonderen Nutzen erteilt wurden. Dadurch schufen sie sich in der ganzen Welt einen großen Namen und wurden mit viel Silber, Gold, Edelgestein und anderen Kleinodien beschenkt, weil Geistesgaben damals viel höher geschätzt wurden als in dieser Zeit. Endlich kam es gar so weit, daß Fürsten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu weitläufig fanden, Botschaften zu ihnen zu schicken, sondern jeder begehrte einen der Schildbürger in Person bei sich am Hofe und an seiner Tafel zu haben, damit er sich desselben täglich bei allen Vorkommnissen bedienen und aus seinen Reden, als aus einem unerschöpflichen Brunnen des frischesten Wassers, Weisheit schöpfen und lernen könnte.

Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbürger jetzt einer, bald wieder einer, beschickt und in entlegene Länder von Hause weggeholt. In kurzem kam es dahin, daß fast keiner mehr in der Heimat blieb, sondern alle von Hause abwesend waren. Darum sahen sich die Weiber genötigt, der Männer Stelle zu vertreten und alles zu versehen, das

Vieh, den Feldbau und was sonst einem Manne zusteht; jedoch behauptet man, sie hätten dieses nicht ungerne getan. Wie es aber noch heutigentags zu gehen pflegt, daß Frauenarbeit und Frauenverdienst gegen das, was Männer erwerben, soviel sie sich auch bemühen, dennoch sehr gering ist, so ging es auch zu Schilda. Darunter ist freilich nur Männerarbeit zu verstehen. Im übrigen ist die eigentümliche Arbeit der Männer und der Weiber wohl unterschieden.

So fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung die Güter des Feldes an abzunehmen, denn die Fußtritte des Herrn, die den Acker allein gehörig düngen, wurden nicht darauf gespürt. Das Vieh, das sonst durch des Herren Auge fett wird, wurde mager, verwildert und unnütz; alle Werkzeuge und Geschirre wurden schadhaft, nichts verbessert und zurechte gemacht; und, was das Ärgste war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorsam und wollten nichts Rechtes mehr leisten. Sie beredeten sich selbst, weil ihre Herren und Meister nicht einheimisch seien und man doch Herren und Meister brauche, so stände es wohl ihnen selbst zu, Meister zu sein. Kurzum, während die frommen Schildbürger jedermann zu dienen begehrten und richtig machen wollten, was irgendwo in der Welt unrichtig war, nicht um des lieben Geldes willen noch aus Geiz, sondern der allgemeinen Wohlfahrt wegen, so gerieten sie dadurch in verderblichen Schaden, und es ging ihnen gerade wie dem, der zwei Leute, die sich prügeln, scheiden will; zuletzt ist er es, der alle Schläge davonträgt.

Weil denn das Weib nicht ohne den Mann, und dieser nicht ohne jenes bestehen kann, so trat zu Schilda die ganze weibliche Gemeinde, die indessen das Regiment führen und der Männer Amt verwalten mußte, zusammen, um das ge-

meine Beste zu bedenken und dem drohenden Verderben zu steuern. Nach langem Geschnatter und Gerede wurden endlich die Frauen einig, daß sie ihre Männer abfordern und heimrufen wollten. Um dieses ins Werk zu setzen, ließen sie einen Brief aufsetzen und durch eigene Boten nach allen Orten und Enden der Welt abschicken, wo sie wußten, daß ihre Männer sich aufhielten. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda, entbieten euch, unsern getreuen, herzliebsten Ehemännern samt und sonders unsern Gruß und tuen euch zu wissen: Da, Gott sei Dank, unser ganzer Stamm mit Weisheit und Verstand so hoch begabt und vor andern gesegnet ist, daß auch ferne gelegene Fürsten und Herren solche zu hören und zu allen Geschäften zu gebrauchen eine besondere Lust haben, auch deswegen euch alle zu sich von Haus und Hofe, von Weib und Kindern abfordern, und so lange Zeit bei sich behalten, daß zu besorgen ist, sie möchten euch irgend mit Gaben und Verheißungen ganz und gar anfesseln und verstricken: so sind wir darum in großen Sorgen. Unseren Sachen zu Hause ist dabei weder geraten noch geholfen; das Feld verdirbt, das Vieh verwildert, das Gesinde wird ungehorsam, und die Kinder, die wir armen Mütter gewöhnlich mehr lieben als gut ist, geraten in Mutwillen, andern vielen Unwesens zu schweigen. In Betracht dieser Ursachen können wir nicht unterlassen, euch hiermit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heimkehr aufzufordern. Bedenket, wie so lange Zeit wir von euch verlassen gewesen; denket an die Kinder, euer Fleisch und Blut, welche nun allbereits zu fragen anfangen, wo doch ihre Väter seien. Welchen Dank meinet ihr, werden sie euch sagen, wenn sie nun erwachsen sind und von uns vernehmen, daß sie ohne Trost und Hilfe von euch verlassen

und dem Untergange preisgegeben worden sind? Und vermeint ihr, der Fürsten und Herren Gunst gegen euch werde allezeit beständig sein? Die alten Hunde, wenn sie sich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, so daß sie mit ihren stumpfen Zähnen die Hasen nicht mehr packen können, pflegt der Jäger an den nächsten Baum aufzuhängen und belohnt so ihre getreuen Dienste. Wieviel löblicher und nützlicher wäre es daher, wenn ihr daheim und zu Hause, eure eigenen Händel auswartend, in guter Freiheit und Ruhe leben und euch mit Weib und Kind, Freunden und Verwandten erfreuen wolltet. Auch könnet ihr fremden Leuten dienen und doch in der Heimat bleiben. Wer euer bedarf, der wird euch wohl suchen und finden, oder es tut ihm nicht not. Solches alles, liebe Männer, werdet ihr viel besser erwägen, als wir schreiben können. Desweden hoffen wir, daß ihr euch unverzüglich aufmachen und umkehren werdet, wenn ihr nicht bald fremde Vögel in eurem eigenen Neste sehen wollt und hören, daß sie zu euch sprechen: Vor der Tür ist draußen! Darum seid vor Schaden gewarnt. Beschlossen und gegeben zu Schilda, mit eurem eigenen Siegel, das eurer wartet."

Sobald den Männern dieses Schreiben eingehändigt worden und sie den Inhalt eingesehen, wurde ihr Herz gerührt, und sie fanden es höchst notwendig, sogleich heimzukehren. Sie nahmen daher von ihren Herren gnädigen Urlaub und kamen nach Hause. Hier trafen sie eine solche Verwirrung in allen Sachen, daß sie, so weise sie waren, sich nicht genug verwundern konnten, wie in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit so vieles sich hatte verkehren können. Aber freilich, Rom, das in so vielen Jahren mit Mühe erbaut worden ist, kann an einem Tage gebrochen und zerstört werden! Die

Weiber der Schildbürger wurden über die Zurückkunft ihrer Männer sehr froh; doch empfing nicht jede ihren Mann gleich, wie sie denn gar verschiedener Charakterart waren. Die einen nahmen ihre Männer ganz freundlich und liebevoll auf, wie eine ehrliche Frau billig tun soll, kraft der Tugenden, welche das weibliche Geschlecht besonders auszeichnen; andere aber fuhren die ihrigen mit rauhen und zweigespitzten Worten an und hießen sie in alles Bösen Namen willkommen. Im übrigen waren sie allzumal fröhlich und begingen ein Freudenfest; dann aber setzten sie ihren Männern auseinander, wie notwendig es war, daß sie wieder heimgekommen, und baten sie, das Versäumte hereinzubringen und fernerhin des Hauswesens und Gewerbes besser wahrzunehmen, welches die Männer ihnen auch bei Treu und Ehren zusagten.

Warum die Schildbürger Narren wurden.

Auf dieses traten die Schildbürger zusammen, einen Rat zu fassen, was zu tun wäre, daß sie von ausländischen Herren nicht mehr, wie bisher, geplagt und abgefordert würden. Weil es aber spät am Tage und der Handel sehr wichtig war, so ließen sie es für heute bei einer guten Mahlzeit bewenden, bei der sie sich mit weisen Reden, die süßer als Honig und schöner als Gold und Silber sind, aber auch mit Speise und Trank je nach Verlangen, als vernünftige Leute, genugsam ergötzten.

Am folgenden Tage verfügten sich die Herren von Schilda unter die Linde, Rat zu halten. Denn dort pflegten sie sich immer von alters her zu versammeln, solang es Sommer war. Winters über war das Rathaus der Versammlungsort, und der Richterstuhl stand hinter dem Ofen.

Als sie nun zuvörderst den großen Schaden, der ihrem Hauswesen erwachsen war, erwogen und mit dem Nutzen verglichen, der ihnen aus dem Dienste bei den fremden Herren erwuchs, da fanden sie, daß der Nutzen den Schaden bei weitem nicht ersetzen konnte. Es wurde daher eine Umfrage getan, wie doch der Sache zu helfen wäre. Da hätte einer sollen die weisen und hochverständigen Ratschläge hören, die so gar vernünftig vorgebracht wurden! Einige meinten, man sollte sich der auswärtigen Herren gar nicht mehr annehmen; andere, man sollte sie nicht ganz abtun, sondern nur ihnen so kalte Ratschläge geben, daß sie von selbst abständen und die Schildbürger in Ruhe ließen. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf und brachte seine Gedanken vor, folgenden Inhalts:

Da doch ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einzige Ursache sei, warum sie von Hause abgefordert und da- und dorthin geholt würden, so dünke ihm das beste zu sein, wenn sie sich vor künftiger Zudringlichkeit durch Torheit und Aberwitz beschirmten. Wie man sie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, so würde man sie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hause lassen. Deswegen sei er der Meinung, daß sie alle einhellig, niemand ausgeschlossen, Weiber und Kinder, Junge und Alte, die abenteuerlichsten und seltsamsten Sachen anfangen sollten, die nur zu ersinnen wären; ja was jedem Närrisches in den Sinn käme, das sollte er tun. Dazu brauche man aber gerade die Weisesten und Geschicktesten; denn es sei keine geringe Kunst, Narrenamt recht zu verwalten. Wenn nämlich einer die rechten Griffe nicht wisse, und es ihm so mißlinge, daß er gar zum Toren werde, der bleibe sein Leben lang ein Narr,

wie der Kuckuck seinen Gesang,
die Glocke ihren Klang,
der Krebs seinen Gang

behält.

Dieser Vorschlag wurde von allen Schildbürgern mit dem höchsten Ernst erwogen und, weil der Handel gar schwer und wichtig war, noch manche Umfrage darüber getan. Am End beschlossen sie, daß eben jene Meinung in allen Punkten aufs genaueste aufzusetzen und dann ins Werk zu richten sei. Hierauf ging die Gemeinde auseinander mit der Verabredung, daß jeder sich besinnen sollte, bei welchem Zipfel die neue Narrenkappe anzufassen wäre. Freilich hatte gar mancher ein heimliches Bedauern, daß er, nachdem er so viele Jahre voll Weisheit gewesen, jetzt erst in seinen alten Tagen ein Narr werden sollte. Denn die Narren selbst können es am wenigsten vertragen, daß ihnen ihre Torheit, über die es ihnen selbst ekelt, durch einen Narren vorgeworfen werde.

Jedoch um des allgemeinen Nutzens willen, für den jeder ja selbst sein Leben mit Freuden aufopfern soll, waren sie allzumal willig, sich ihrer Weisheit zu begeben: und damit hat in unserer Geschichte die Weisheit der Schildbürger ein Ende.

Die Schildbürger holen Holz zum Rathausbau.

Da sie nun forthin ein anderes Regiment, anderes Wesen und Leben anzunehmen und zu bestellen entschlossen waren, so sollte zu einem recht glückhaften Anfange zuerst ein neues Rathaus auf gemeinschaftliche Kosten erbaut werden, ein solches, das auch Raum für ihre Narrheit hätte und

dieselbe wohl ertragen und leiden könnte. Da sie sich nun ihrer Weisheit noch nicht ganz entledigt hatten und sie nicht mit ihrer Narrheit auf einen Stoß hervorbrechen wollten, weil dadurch leicht verraten worden wäre, daß ihre Torheit nur eine angelegte sei: so beschlossen sie, fein gemächlich zu Werke zu gehen. Doch schien ihnen der Bau eines neuen Rathauses immerhin das Dringlichste zu sein. Sie nahmen sich dabei ihren eigenen Pfarrer zum Exempel. Dieser war so eifrig, daß er, so oft er läuten hörte, allezeit meinte, er müßte mit einer Postille auf die Kanzel rumpeln. Deswegen begehrte er, als er von den Schildbürgern angenommen wurde, daß sie ihm, noch ehe er predigte, eine neue Kanzel von guten, starken, eichenen Brettern, mit Eisen wohlbeschlagen, machen lassen sollten, die seine gewichtigen, schwerwiegenden Worte, so er jederzeit vorbringen wolle, auch recht ertragen und dulden könne. Ebenso nun dachten die Schildbürger vor allen Dingen an ein geduldiges Rathaus.

Und als nun alles verabredet war, was zu einem so wichtigen Werke notwendigerweise erfordert wird, fand sich's, daß nichts mehr mangelte, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit seinem lieblichen Sang und Klang, wie ein Orpheus oder Amphion, Holz und Steine herbeigeholt hätte, um sie in feiner Ordnung zu diesem Bau aufeinanderzulegen. Da aber ein solcher nirgends zu finden war, so vereinigten sie sich, gemeinschaftlich das Werk anzugreifen, jeder dem andern zu helfen und nicht eher aufzuhören, als bis der ganze Bau aufgeführt und vollendet wäre. Offenbar waren die Schildbürger, deren Weisheit nur allmählich, wie ein Licht, ausgehen sollte, noch viel zu weitsichtig, da sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müsse, ehe man mit bauen anfan-

gen könne. Denn rechte Narren würden wohl ohne Holz, Stein und Kalk zu bauen sich unterstanden haben. Deswegen zogen sie samt und sonders einmütig miteinander ins Holz, das jenseits des Berges in einem Tale gelegen war, und fingen, nach dem Rate ihres Baumeisters sogleich an, das Bauholz zu fällen. Als es von den Aesten gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben, als eine Armbrust, auf der sie alles heimschießen könnten; durch solches Mittel, meinten sie, würden sie unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben sein. So aber mußten sie die Arbeit selbst verrichten und schleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab; alle bis auf eines, das nach ihrer Ansicht das letzte war. Dieses fesselten sie gleich den anderen auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen vor und hinter sich, rechts und links den Berg hinauf, und auf der anderen Seite zur Hälfte wieder hinab. Sei es nun aber, daß sie es übersehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu schwach waren: kurz, das Holz entging ihnen und fing an, von selbst fein allgemach den Berg hinabzurollen, bis es zu den anderen Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb.

Solchem Verstande dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle", sprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben haben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht; und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selbst besser hätten hinuntergehen können!" — „Nun, dem ist Rat zu schaffen," sagte ein anderer; „wer sie hinabgetan hat, der soll sie auch wieder hinauf-

tun! Darum, wer mit mir dran ist, spute sich! Haben wir erst die Hölzer wieder hinaufgeschoben, so können wir sie alle miteinander wieder hinunterrollen lassen; dann haben wir am Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl; sie schämten sich einer vor dem andern, daß er nicht selbst so witzig gewesen, und wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie jetzt gewiß dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf, um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so überschafft hatten, und alle Hölzer wieder oben waren, ließen sie dieselben allmählich, eins nach dem andern den Berg hinabtaumeln, standen droben und ließen sich den Anblick wohl gefallen. Ja, sie waren ganz stolz auf die erste Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und setzten sich ins Wirtshaus, wo sie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten.

Die Schildbürger bauen ihr Rathaus.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigeschafft, und so fingen die Schildbürger einmütig ihren Bau mit solchem Eifer an, daß, wer nur immer zusah, gestehen mußte, es sei ihr bitterer Ernst gewesen. In wenigen Tagen hatten sie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt; denn weil sie etwas Besonderes haben wollten, so sollte das Haus dreieckig werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen sie an einer Seite ein großes Tor

in der Mauer offen, um, wie sie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuständig wäre, und dessen Erlös sie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dies Tor kam denn auch — woran sie nicht gedacht hatten — ihrem Herrn Schultheißen wohl zustatten, sonst hätte dieser, samt Gerichts- und Ratsherrn, wenn sie in den Rat gehen wollten, über das Dach hineinsteigen müssen, was zwar wohl ihrer Narrheit ganz angemessen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend gewesen wäre.

Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgeteilt, der Dachstuhl auf die Mauern gesetzt und so das ganze Werk bis auf den Giebel unkadelig wie sie meinten, hinausgeführt. Das Dach zu decken verschoben sie auf den folgenden Tag und eilten dem Hause zu, wo der Wirt den Reif aufgesteckt hält. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe niemand arbeiten durfte. Da strömten alle Schildbürger zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, ihr Rathaus zu decken. So standen sie alle hintereinander, die einen zu oberst auf dem Dache, die andern unten, wo sie an den Latten besserten; etliche auf der Leiter, wieder andere auf der Erde, zunächst der Leiter, und so fort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathause entfernt war. Auf diese Weise ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis auf den letzten, der ihn an seine richtige Stelle legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, so hatten sie die Anordnung getroffen, daß zu einer gewissen Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Ausruhens. Sowie nun derjenige, der zunächst am Ziegelhaufen

war, den ersten Schlag der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen und lief dem Wirtshause zu. So geschah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen waren, die ersten im Wirtshause und die obersten hinter dem Tische wurden. Dasselbe taten auch die Zimmerleute. Sowie ihrer einer den ersten Glockenschlag gehört hatte, ließ er die Axt, die schon zum Streiche aufgehoben war, fallen und lief dem Trunke zu, welches alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich, nach vollendetem Werke, wollten sie in ihr Rathaus gehen, um dasselbe zu aller Narren Ehre einzuweihen und in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich darin beraten lasse. Kaum aber waren sie in Ehrbarkeit hineingetreten — siehe, da war es ganz finster, so finster, daß einer den andern kaum hören, geschweige denn sehen konnte. Darüber erschraken sie nicht wenig und konnten sich nicht genugsam verwundern, was doch die Ursache sein möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden war, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen sie denn zu ihrem Heutor wieder hinaus, um zu sehen, wo sich der Mangel befände. Da standen alle drei Mauern gar vollkommen da; das Dach saß ordentlich darauf; auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald sie wieder hereinkamen, zu forschen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finster wie zuvor. Die wahre Ursache aber war, daß sie die Fenster an ihrem Rathause vergessen hatten; die konnten sie nicht finden noch erraten, so sehr sie sich auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen.

Die Schildbürger tragen den Tag in ihr Rathaus.

Siehe Titelbild.

Als der festgesetzte Ratstag gekommen war, stellten sich die Schildbürger zahlreich ein, denn es hatte allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtspan mitgebracht und ihn, nachdem sie sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finsteren Rathaus einander sehen könnten, auch der Schultheiß bei der Umfrage einem jeden seinen Titel und Namen zu geben imstande wäre. Hier ließen sich nun über den vorgefallenen Handel gar widersprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit schien sich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau bis auf den Boden wieder abbrechen und aufs neue aufführen sollte: da trat einer hervor, der, wie früher unter allen der allerweiseste gewesen, so jetzt sich als den allertörichsten zeigen wollte, und sprach: er habe, solange seine Weisheit gewährt, manchmal vernommen, daß man durch Beispiel vieles klarer machen könne; solchem nach wolle auch er den Schildbürgern eine schöne Geschichte erzählen:

„Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn," hub er darauf an, „hörte eines Tages einen sagen: Ei, wie sind die Rebhühner so gut! — Hast du denn schon welche gegessen, fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß du es so gut weißest? Nein, sagte der andere, aber es hat mir's einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hatte essen sehen. Über diese Rede bekam meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein Gelüste, daß er gern etwas

Gutes essen möchte, und sagte deswegen zu seinem Weib, sie solle ihm Küchlein backen, denn Rebhühner könne er doch nicht haben. Sie aber, die besser wußte als er, was im Butterhafen war, entschuldigte sich, sie könne ihm diesmal keine Küchlein backen, weil ihr die Butter oder das Schmalz ausgegangen sei. Sie bat ihn deshalb, er möchte mit den Küchlein bis auf eine andere Zeit sich gedulden. Damit hatte aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn keine Küchlein gegessen und sein Gelüste nicht gestillt. Er wollte sich mit einem so trockenen Bescheide ohne Salz und Schmalz nicht abweisen lassen und bestand darauf, die Frau sollte ihm Küchlein backen, und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so sollte sie es mit Wasser versuchen. Es tut's nicht, sagte die Frau, sonst wär' ich selbst nicht so lang ohne Küchlein geblieben, weil ich mich das Wasser nicht hätte dauern lassen. Er aber sprach: Du weißt es nicht, weil du es noch nie probiert hast. Versuch es einmal, und erst, wenn es nicht geraten will, kannst du sagen, es tu' es nicht. Wollte die Frau Ruhe haben und zufrieden sein, so mußte sie dem Mann willfahren; sie rührte also einen Kuchenteig an, ganz dünn, als wollte sie Sträublein backen, setzte eine Pfanne Wasser über das Feuer, und legte den Teig darein. Der Teig zerfloß im Wasser, und es wurde ein Brei daraus, darüber die Frau zornig, der Mann leidig ward. Denn jene sah Arbeit, Holz und Mehl verloren; meiner Großmutter Großvaters (seligen) Bruders Sohn aber stand dabei, hielt den Teller hin und wollte die erstgebackenen Küchlein, so warm sie aus der Pfanne kamen, essen, sah sich aber betrogen. Seine Frau verwünschte das Kuchenbacken mit Wasser; er jedoch sagte langmütig: ‚Laß dich's nicht gereuen, man

versucht ein Ding auf so viel Weise, bis es zuletzt gelingen muß. Ist es diesmal nicht geraten, so gerät's ein andermal. Es wäre ja doch eine feine, nützliche Kunst gewesen, wenn es von ungefähr geglückt wäre!' — ‚Ich meine wohl auch,' sagte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau; ‚dann wollt' ich selbst alle Tage Küchlein essen!'

„Und nun" — so schloß der Schildbürger — „diese Geschichte auf unser Vorhaben zu beziehen: Wer weiß, ob das Licht oder der Tag sich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Unser keiner hat es jemals versucht; darum, wenn es Euch gefällt, so wollen wir drangehen; gerät's, so haben wir's um so besser und werden, als Erfinder dieser Kunst, großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, so ist es doch zu unserem Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß sie beschlossen, demselben in aller Eile nachzuleben. Deswegen kamen sie nach Mittag, wo die Sonne am besten scheint, bei ihrem Eide gemahnt, alle vor das neue Rathaus, ein jeder mit einem Geschirr, in das er den Tag zu fassen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Kärste, Gabeln mit, aus Fürsorge, daß ja nichts verabsäumt werde.

Sobald nun die Glocke Eins geschlagen, da konnte man Wunder sehen, wie sie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden; dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszuschütten. Andere taten dasselbe mit verdeckten Gefäßen, wie Hafen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag

mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers soll besonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäusefalle zu fangen gedachte, und ihn so, mit List bezwungen, ins Rathaus tragen wollte. Jeder verhielt sich, wie es sein Narrenkopf ihm eingab. Und solches trieben sie den lieben, langen Tag, solang als die Sonne schien, mit solchem Eifer, daß sie vor Hitze fast verschmachteten und unter der Müdigkeit fast erlagen. Sie richteten aber so wenig damit aus, als vor Zeiten die Riesen, da sie Berge aufeinander türmten, um den Himmel zu erstürmen. Darum sprachen sie zuletzt: „Nun, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es geraten wäre!" Und darauf zogen sie ab und hatten doch so viel gewonnen, daß sie auf gemeine Kosten zum Weine gehen und sich so wieder erquicken und erlaben durften.

Die Schildbürger bringen Licht in ihr Rathaus.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorüberreiste. Dieser stand lange still, sah ihnen mit offenem Maule zu und vergaß es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, so sehr zerbrach er sich den Kopf darüber, was denn das bedeuten sollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen sich niedergelassen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Ursache, warum er sie denn so eifrig in der Sonne habe arbeiten sehen, ohne begreifen zu können,

was sie täten. Die umstehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß sie versucht hätten, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathaus tragen könnten.

Der fremde Geselle war ein rechter Vogel, genetzt und geschoren, wie es sein sollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht gesinnt, den Raub, der sich ihm hier anbot, aus den Händen zu lassen; deswegen fragte er sie ernsthaft, ob sie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten. Da sie mit Kopfschütteln antworteten, so sagte der Geselle: „Das macht, daß Ihr die Sache nicht so angegriffen habt, wie ich euch wohl möchte geraten haben!" Dieser Tagesschimmer von Hoffnung machte die Schildbürger sehr froh, und sie verhießen ihm von seiten des ganzen Flecken eine namhafte Belohnung, wenn er ihnen seinen Rat mitteilen wollte. Dem Wirt befahlen sie, ihm tapfer aufzutragen und vorzusetzen, so daß der gute Geselle diese Nacht ihr Gast war und redlich ohne Geld zechte; wie das billig war, da er forthin ihr Baumeister sein sollte.

Am folgenden Tag, als die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten sie den fremden Künstler zum Rathaus und besahen es mit allem Fleiße von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt sie der Geselle, der indessen mit der Schalkheit Rat gepflogen, das Dach besteigen und die Dachziegel hinwegnehmen, welches auch sogleich geschah. „Nun habt Ihr," sprach er, „den Tag in Eurem Rathause; Ihr mögt ihn darin lassen, so lang es Euch gefällig ist. Wenn er Euch beschwerlich wird, so könnt Ihr ihn wohl wieder hinausjagen." Aber die Schildbürger verstanden nicht, daß er damit meinte, sie sollten das Dach nicht wieder daraufdecken, sonst würde es

wieder so finster werden, wie zuvor, sondern sie ließen die Sache gut sein, saßen in dem Hause zusammen und hielten den ganzen Sommer über Rat. Der Geselle nahm die Belohnung, zählte das Geld nicht lange, sondern zog hinweg und schaute oft hinter sich, ob ihm niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder, und noch heutigen Tages weiß niemand, woher er gewesen und wohin er gekommen; nur dies sagten die Schildbürger von ihm aus, daß das, was sie zuletzt von ihm gesehen hätten, sein Rücken gewesen wäre.

Nun hatten sie mit ihrem Rathause solches Glück, daß es den ganzen Sommer über, so oft sie zu Rate saßen, nie regnete. Inzwischen aber begann der liebliche Sommer sein lustiges Antlitz zu verbergen, und der leidige Winter streckte seinen rauhen Schnabel hervor. Da merkten die Schildbürger bald, daß, wie einer unter einem großen Wetterhut, nach Art eines solchen, wie ihn junge Wandergesellen gewöhnlich aus fremden Landen mitbringen, sich vor dem Regen sicherstellte, so auch sie sich mit dem Dache, wie einem Hute, gegen Schnee und Ungewitter schirmen müßten. Sie hatten daher nichts Eiligeres zu tun, als das Dach mit gemeinschaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber, siehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war und sie ins Rathaus gehen wollten, da war es leider wieder ebenso dunkel darin, als es zuvor gewesen war, ehe sie von der Ersparungskunst des Wanderers die Erfindung gelernt hatten, Tag in dem Hause zu machen, ohne ihn hineinzutragen. Und jetzt erst merkten sie, daß er sie häßlich hinter das Licht geführt hatte. Sie mußten aber zu der geschehenen Sache das Beste reden, setzten sich wieder mit ihren Lichtspänen auf den Hüten zusam-

men und hielten geschwind einen Rat darüber, der sich weit in den Tag hineinzog. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der sich nicht der Ungeschickteste dünkte. Dieser stand auf und sagte, er rate eben das, was sein Vater raten werde. Nach diesem weisen Rate trat er aus der Versammlung, sich zu räuspern, wie denn die Bauern oft einen so bösen Husten haben, daß niemand um sie bleiben kann. Wie er nun in der Finsternis (denn sein Lichtspan war ihm erloschen) an der Wand hin und her krabbelte, wird er von ungefähr eines kleinen Risses in der Mauer gewahr. Auf einmal erinnert er sich mit großem Seufzen seiner ersten Weisheit, deren sich alle entledigt hatten; daher tritt er wieder hinein und spricht: „Erlaubet mir ein Wort zu reden, liebe Nachbarn!" Als ihm dies vergönnt wurde, sprach er weiter: „Nun, ich frage Euch alle darum, sind wir nicht alle doppeligebohrte Narren? Wir haben so ängstliche und üble Zeit mit unserem Rathaus, wenden Unkosten an und geraten noch dazu in große Verachtung. Und dennoch ist keiner von uns so gescheit gewesen, daß er gesehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenster gemacht haben, durch die das Licht hereinfallen könnte. Das ist doch gar zu grob, zumal im Anfange unserer Torheit; da sollten wir nicht so auf einmal und mit einem Satz hineinplumpsen, so daß es auch ein rechter, geborner Narr merken könnte!"

Über diese Rede erschraken und verstummten die andern alle. Sie sahen einander an und schämten sich einer vor dem andern wegen der gar zu plumpen Narrheit. Ohne die Umfrage abzuwarten, fingen sie darauf miteinander an, aller Orten die Mauern des Rathauses durchzubrechen, und

da war kein Schildbürger unter allen, der nicht sein eigenes Fenster hätte haben wollen. Also wurde das Rathaus vollführt, bis auf den inneren Ausbau, von welchem sogleich Meldung getan werden soll.

Wohin die Schildbürger den Ofen des Rathauses setzen.

Nachdem dem Rathause sein großes Laster abgewöhnt und es endlich sehend geworden war, fingen die Schildbürger an, auch das Eingeweide des Hauses zurecht zu machen und die Gemächer zu verschlagen. Unter anderem machten sie drei abgesonderte Stuben, eine Witzstube, eine Schwitzstube und eine Hitzstube, die als Badestube diente; diese mußten vor allen Dingen fertig gemacht werden, damit die Schildbürger, wenn sie über wichtige Sachen ratschlagen sollten, nicht behindert würden. Nun, meinten sie, sei das ganze dreieckige Rathaus aufs vortrefflichste fertig gemacht, und sie weihten es zu aller Narren Ehre feierlich ein.

Inzwischen war der Winter ganz hereingebrochen, und es war sehr kalt geworden. Nun sollten sie an einem Ratstage Gericht halten, und der Kühhirt hatte mit seinem Horn den Ratsherrn die Losung bekannt gegeben. Da brachte denn jeder, damit das gemeine Wesen nicht beschwert würde, sein eigenes Scheit Holz mit, um die Stube zu wärmen. Aber, als sie sich nach der Heizung umsahen, siehe, da fand sich's, daß sie den Ofen vergessen hatten, ja nicht einmal Raum gelassen, wo man einen hinstellen könnte. Darüber erschraken sie abermals heftig bei sich selbst und schalten sich wegen

ihrer Torheit. Als sie nun anfingen, den Handel zu erwägen, da fielen gar mancherlei Meinungen. Einige waren der Ansicht, man sollte den Ofen hinter die Tür setzen. Da es aber herkömmlich war, daß der Schultheiß den Winter über hinter dem Ofen seinen Sitz haben mußte, so schien es schmählich zu sein, wenn er hinter der Türe säße. Zuletzt riet endlich einer, man sollte den Ofen vors Fenster hinaussetzen, und ihn nur zur Stube hereingucken lassen. Zu Zeiten dann, wenn es not täte, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mit gerechnet werden, denn, riete er schon nicht zur Sache, so sei er doch auch nicht dawider. Dem Schultheiß sollte man den nächsten Ort dabei einräumen. Diesem Rate ward von allen Bänken her einhelliger Beifall zugerufen. Doch sagte ein Alter unter ihnen, welcher schon länger Narr war als die andern: „Aber, lieber Freund, die Hitze, die sonst in die Stube gehört, wird zum Ofen hinausgehen! Was hilft uns dann der Ofen?" — „Dafür weiß ich ein Mittel," rief ein Dritter. „Ich habe ein altes Hasengarn, das will ich der Gemeinde zum besten geben. Wir wollen es vor die Ofentüre hängen, daß es die Hitze im Ofen beschließe! Dann haben wir nichts Arges zu besorgen, nicht wahr, lieber Nachbar? Dann wollen wir tüchtig sieden und braten und die Äpfel in der Kachel umkehren!" Dieser Schildbürger wurde wegen seines so weisen Rates hoch gepriesen und ihm mit allen seinen Nachkommen der allernächste Sitz hinter dem Ofen, zunächst bei der Äpfelkachel, vergönnt. So schloß der Handel; der Ofen wurde gemacht, und bei einer zweiten Ratswahl das Rathaus aufs neue mit Narren besetzt.

Die Schildbürger säen Salz.

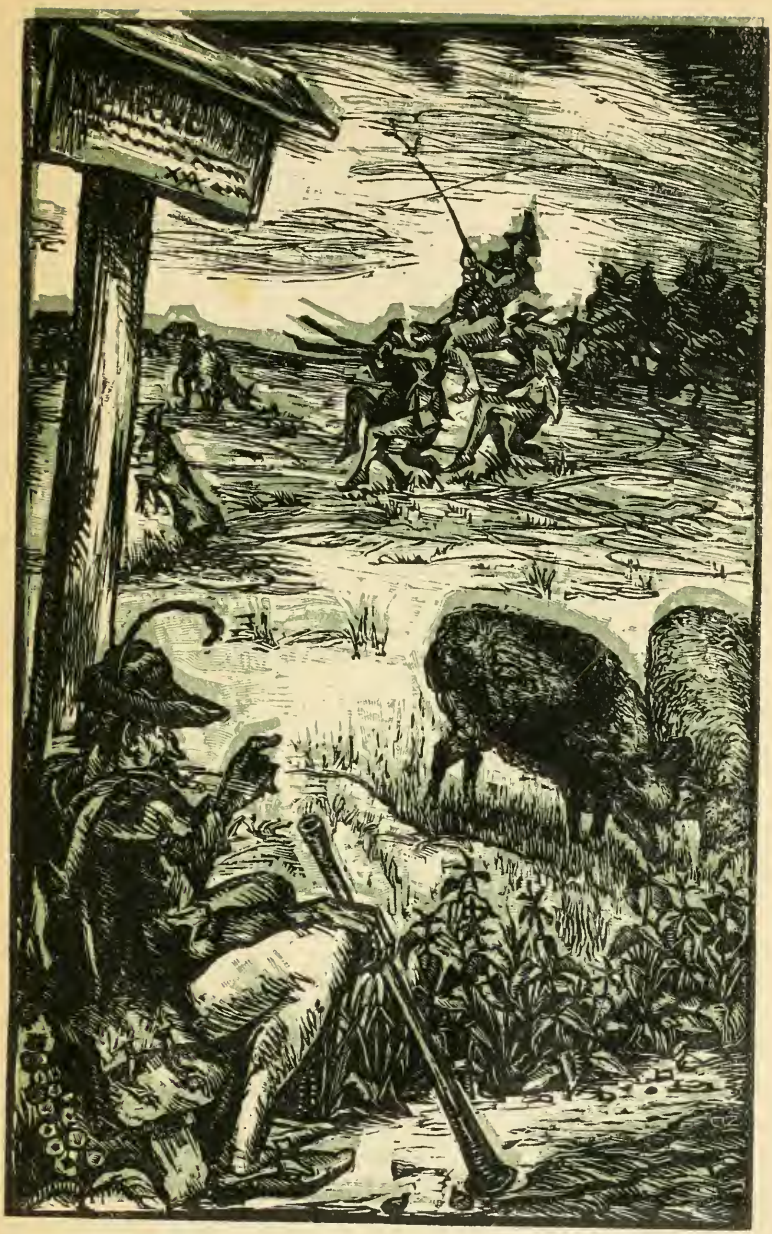
Mit farbigem Bild.

Die neuen Ratsherren berieten sich vornehmlich darüber, wie man sich einen Vorrat herlegen könnte, dessen man sich bedienen dürfte, wenn einmal eine Teuerung einfiele. Besonders aber hörten sie vom Salze, dessen Kauf ihnen mancherlei widriger Umstände wegen sehr erschwert war, und an dem sie eben darum großen Mangel litten; man riet ihnen, sie sollten es doch so weit bringen, daß sie eigenes Salz hätten, das sie in der Küche so wenig entbehren könnten als den Dünger auf dem Acker. Da faßten sie nach langer Ratschlagung den Beschluß: Weil es doch offenbar sei, daß der Zucker, der ja dem Salz ganz ähnlich sehe, erwachse, so müsse wohl daraus folgen, daß das Salz gleichermaßen aus dem Felde hervorwachse; wie denn das Salz so gut Körnlein habe als der Weizen, und man ebensowohl sage, ein Salzkorn, als ein Weizenkorn; darum beschließe ein wohlweiser Rat, daß man ein großes, der Gemeinde zustehendes Stück Feld umbrechen und darauf in Gottes Namen Salz säen solle. Es sei kein Zweifel, daß sie dann ihr eigen Salz bekommen würden und nicht andern zu Füßen fallen brauchen, um Salz zu erhalten.

Der Acker ward gepflügt und nach dem Beschlusse ihrer Wohlweisen mit Salz besäet. Sie selbst und alle Schildbürger waren in bester Hoffnung und zweifelten nicht, Gott werde seinen Segen im Überfluß zu der Arbeit geben, weil sie ja in seinem Namen gesäet hätten; auch wäre ein solcher Gewinn, wie ein Erdwucher, nicht schändlich, sondern von jedermann gebilligt. In diesem Vertrauen stellten sie auch

Hüter und Bannwarte auf, die, mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel schießen sollten, wenn sie etwa das ausgesäete Salz wie andern Samen auffressen oder auflecken wollten.

Es währte nicht lange, so fing der Acker an aufs allerschönste zu grünen und die frechsten Kräuter heraufzuschicken. Die Schildbürger hatten eine unsägliche Freude darüber und meinten, diesmal wäre ihnen die Sache wohl geraten. Sie gingen alle Tage hinaus, zu sehen, wie das Salz wüchse; ja, sie beredeten sich selbst, sie hörten das Salz wachsen, wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, desto mehr wuchs in ihnen die Hoffnung, und da war keiner unter ihnen, der nicht im Geiste schon einen ganzen Scheffel Salz gegessen hätte. Deswegen befahlen sie den Bannwarten, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, ein Schaf oder eine Geiß auf den Salzacker sich verirrte, so sollten sie diese Tiere auf alle Weise und ohne Schonung fortjagen. Dessenungeachtet kam das unvernünftige Vieh auf den wohlbebauten und besäeten Salzacker und fraß nicht nur die herrliche Aussaat von Salz, sondern auch das, was noch hätte wachsen sollen. Der Hüter, der dieses sah, wußte wohl, was ihm auferlegt sei, aber er konnte das Vieh nicht heraus jagen ohne den Acker zu betreten und das war ihm verboten. Doch er verlor den Kopf nicht, denn er war ein Schildbürger, und anstatt sich mit fruchtlosen Schreien und mit Drohen aufzuhalten, lief er in die Stadt und meldete das Unheil dem Schultheißen und Rat. Dieser sah auch bald ein, daß dem Bannwart sein Vogelrohr gegen die vierfüßigen Tiere nichts helfen konnte; hier mußte etwas Richtiges geschehen. Das Vieh mußte herunter von dem Salzacker, aber wie sollte



3 Die Schildbürger

der Bannwart es herunter treiben, wo er doch nicht auf den edlen Salzacker treten durfte? Sie faßten daher, nachdem sie sich lange die Köpfe zerbrochen hatten, den weisen Beschluß, ihrer viere des edeln Rates, (vor denen die Tiere sich vielleicht mehr als vor allen anderen Leuten scheuen würden), sollten den Bannwart auf eine geflochtene Truhe setzen, ihm eine lange Rute in die Hand geben und ihn so auf dem Salzacker herumtragen, bis er das lose Vieh herausgetrieben hätte. Dies geschah, der Bannwart betrat den Acker nicht, sondern hielt seinen Umzug, als wäre er der Papst zu Rom, und die vier Ratsherren mußten mit ihren breiten Füßen gar vorsichtig einhergehen, damit dem kostbaren Acker kein allzu großer Schaden widerführe.

Wirklich blühte und zeitigte das Salzkraut nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, auf das ja, wie es leider nur zu oft geschieht, eher ein fruchtbarer Regen fällt, ehe denn es verdirbt. Wie nun ein ehrlicher Schildbürger über den herrlich grünenden Acker ging, konnte er es nicht lassen, ein weniges von dem edeln Salzkraut auszuraufen und es, bescheiden kostend, an den Mund zu führen. Nun ist es wahr, es bissen ihn die Brennesseln auf der Zunge, daß er hätte schreien mögen; aber eben das machte ihn ausnehmend fröhlich, er rannte, als wäre er ein rechter Narr, vor Schmerz und Freuden auf und ab und schrie mit heller Stimme: „Es ist Leckerwerk; Leckerwerk ist es!" Darauf lief er recht eilig, damit ihm niemand das Botenbrot abgewänne, nach dem Flecken Schilda und läutete mit der großen Glocke Sturm, damit alle Schildbürger zusammen kämen und die gute Mär vernähmen. Als sie versammelt waren, zeigte er ihnen vor Freude zitternd an, sie sollten fröhlich und guten Mutes sein:

das Kraut sei schon so scharf, daß es ihn auf der Zunge gebissen habe; es sei hieraus zu entnehmen, daß ein recht gutes Salz daraus werde zu gewinnen sein.

Dadurch veranlaßte er die Schildbürger, alle miteinander auf den Acker zu gehen, den Schultheiß an der Spitze. Dieser raufte ein Krautblatt heraus, reckte die Zunge und kostete es; und ihm taten es alle nach, und alle fanden es so, wie der Bote ihnen verkündet hatte. Sie waren sehr froh, und jeder dachte sich in seinem Sinne schon als einen mächtigen Salzherrn. Und als endlich die Zeit der Ernte gekommen war, da kamen sie herbei mit Roß und Wagen, um mit Sicheln das Salz abzuschneiden und heimzuführen. Etliche hatten gar ihre Dreschflegel gerüstet, um es gleich an Ort und Stelle auszudreschen. Als sie aber Hand anlegen und ihr gewachsenes Salz abschneiden wollten, da war es so herb und hitzig, daß es ihnen allen die Hände verbrannte. Dies hatten sie auch, von der großen Kraft des Salzkrautes unterrichtet, wohl überlegt, jedoch es nicht gewagt, sich mit Handschuhen zu versehen, weil der Sommer so gar heiß war, und sie fürchteten, man möchte ihrer spotten. Nun meinten einige, man sollte es abmähen wie das Gras, andere, man solle es, weil es gar so hitzig wäre, mit der Armbrust niederschießen wie einen tollen Hund. Das letzte gefiel ihnen am allerbesten. Weil sie aber keinen Schützen unter sich hatten und befürchteten, wenn sie nach einem fremden schickten, möchte ihre Kunst verraten werden, so ließen sie es bleiben. Kurzum, die Schildbürger mußten das edle Salzkraut auf dem Felde stehen lassen, bis sie einen besseren Rat fänden. Und hatten sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger, denn was sie nicht verbraucht hatten, das hatten sie aus-

gesäet. Deswegen litten sie großen Mangel an Salz, zumal am Salze der Weisheit, das bei ihnen ganz dünn geworden war. Daher zerbrachen sie sich auch den Kopf darüber und sannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Ratssitzungen darüber, wie man es ein andermal besser machen könnte.

Die Schildbürger züchten Heringe.

Ähnlich wie mit dem Salz erging es den Schildbürgern mit den Heringen. Damals galten Heringe als großer Leckerbissen und war weit teurer und kostbarer als Lachs und Aal heute sind, und wenn ein weitgereister Handelsmann ein Fäßchen Heringe zum Verkauf ausbot, so strömten die Leute in Schilda in Scharen herbei; man kaufte und kostete, und die Speise mundete so gut, daß jeder, der davon genossen, fortan sie zur Leibkost erkor.

Damit man solche Fische zu jeder Zeit haben könne und nicht erst darauf zu warten brauchte, bis der Handelsmann wieder einmal des Weges kommen würde, beschlossen die Schildbürger, sie selber zu züchten.

Das Bequemste wäre es gewesen, wenn man die Heringe angebaut hätte, wie man Hafer und Gerste anbaut, denn die Schildbürger meinten, alles was Samen habe, könne auch wachsen. Und Samenkörner hatten sie doch im Leibe der Heringe gefunden. Aber es war ihnen nicht damit gelungen. Zwar hatten sie fleißig den Samen auf ein Feld gestreut und wohl acht gegeben, daß ihn nicht etwa wieder die Vögel aufpickten. Und im Früh-

jahr sproßte es wirklich grün aus dem Felde auf, mit zakkigen Blättern. Aber als einer es wagte, eins der jungen Pflänzchen anzufassen, da brannte es ihn so an die Finger, daß er sie rasch zurückzog. „Oh," hatte er gemeint, „es ist schon recht viel Salz darinnen, daß es so brennt. Nun werden die Pflanzen schon wachsen und blühen und dann als Früchte Heringe tragen." Es waren und blieben aber nur Brennesseln, die da auf dem Acker wuchsen. Und die Schildbürger sahen nun selber ein, daß sie nicht weise gehandelt hatten. Sie beschlossen daher, es auf andere Art zu versuchen. Sie kauften darum auf Kosten der Stadtkasse ein großes Faß Heringe auf einmal.

Danach wurde Einer bestellt, der mußte die rogenen Heringe von den milchenen sondern. „Denn," so meinte man sehr richtig, „nur aus den Eiern könne die junge Brut kommen, die sie groß ziehen wollten." Die Milchenen verzehrten sie, aber die Rogenen wurden für die Aufzucht aufgespart.

„Wir setzen die Fische in den Mühlteich," beschlossen sie. Dagegen erhob der Schultheiß seine Stimme: „Nein, im Mühlteich hausen ja auch andere Fische, die möchten die kostbaren Heringe auffressen, und uns bleibt davon nichts. Wir wollen einen besonderen kleinen Teich anlegen, in dem nur die Heringe gezüchtet werden." Und das geschah denn auch. Das Wasser lieferte ein Bächlein, das im Walde entsprang. In das rundliche Becken, das man ausgegraben hatte, wurden die Heringe gesetzt. Hier hatten sie Raum, ihre Eier zu legen, und die Jungen, die ausschlüpften, mochten sich auch darin tummeln. Freilich mußte man ja eine Weile vergehen lassen, bis die groß waren. Aber inzwischen durfte man ja hin und wieder einen der alten Fische

fangen und verzehren, und so war es nicht nötig, in der Wartezeit gänzlich auf den köstlichen Genuß zu verzichten.

Die Heringe schienen aber entweder sehr scheu oder auch sehr klug zu sein. Es biß keiner an, obwohl man die fettesten Würmer an die Angel hängte. Sie wußten sich gut zu verbergen, und die Schildbürger trösteten sich auf den Augenblick, da die jungen Fische groß genug seien und man sie herausnehmen könnte.

Die Schildbürger redeten in all dieser Zeit nicht viel anderes, als von ihrer Heringszucht. Und an schönen Abenden lustwandelten sie zum Ufer des Teiches, spähten aufmerksam hinein, ob sie denn nichts von den Fischen sehen könnten. Als aber der Schultheiß eines Abends sah, wie das Wasser durch ein lebendiges Geschöpf bewegt, ja fast aufgewühlt wurde, da riefen sie froh: „Sie wachsen schon, sie tummeln sich schon!"

Im Herbst sollte der große Heringsfang vor sich gehen. Das Wasser des Teiches wurde abgelassen, und die Schildbürger hoben einen tiefen Graben aus, in den es fließen konnte.

Als nun der Grund des Teiches trocken gelegt war, schauten die Schildbürger sich rein die Augen aus, um einen Hering zu entdecken. Aber da war nichts zu sehen, kein Schwanz und keine Flosse. Auch die großen Heringe waren verschwunden, und kleine waren nicht vorhanden.

Die Schildbürger schüttelten die Köpfe, redeten hin und her und ließen dann auch noch den Schlamm durchwühlen. Aber kein Hering kam zum Vorschein. Nur ganz zuletzt ein fetter Aal.

Da riefen die Schildbürger wie aus einem Munde: „Der war es, der war es, der hat unsre Heringe gefressen!"

Und sie fingen voller Wut den Aal und sperrten ihn in ein Netz. Danach berieten sie, wie sie den Heringsräuber bestrafen wollten.

„Er muß gehängt werden!" schrie einer, und ein anderer sprach von Ersäufen. „Das," meinte er, „ist ein langsamerer Tod als das Hängen, und der Dieb hat eine lange Qual verdient!"

„Aber," wandte ein anderer schüchtern ein, „das Ersäufen wird nichts helfen, denn wie wir sehen, hat der Aal doch im Teich gesteckt und ist dabei am Leben geblieben."

Doch jener entgegnete: „Ja, bei einem so kleinen Wasser, da hält er es schon aus. Aber ihr sollt sehen, wenn wir ihn in ein recht tiefes und reißendes Gewässer werfen, das bringt ihm den Untergang."

Das leuchtete den Schildbürgern ein. Der Aal wurde zum Tode durch Ersäufen in einem großen Strom verurteilt. Und alle zogen am nächsten Tage nach dem Ufer des Stromes. Der Büttel schleuderte den Missetäter im Bogen in die Flut. Und das Tier, das schon längst aus dem kleinen Heringsteich gern entwischt wäre, sich aber doch nicht herausfinden konnte, spürte nun mit einemmal tiefes klares Wasser. Da ward's dem Aal endlich wohl, er wurde lustig, wand und bäumte sich und tauchte unter, noch einmal auf, und verschwand. „Seht, seht," so riefen alle mit Befriedigung, „wie er sich windet! Das macht die Todesnot! Dem Heringsräuber ist zu Recht geschehn!" Und sie gingen zufrieden nach Hause.

Die Schildbürger und der Teufel.

Die Schildbürger waren im allgemeinen mutige Leute, die von sich selbst sagten, daß sie sogar den Teufel nicht fürchteten. Mit Gespenstern machten sie gleich gar kein Federlesen, und von Geist und Geisterei war bei ihnen vollends keine Rede.

Einmal hat sich sogar der Teufel in leibhaftiger Gestalt bei den Schildbürgern gezeigt, und nur durch ihre Beherztheit haben sie ihn von dannen getrieben, nicht, ohne daß er ihnen gar argen Schaden zugefügt hat. Und das trug sich so zu:

Hat der Schultheiß seinem Knechte, dem alten Barkel, eines Abends in der Dämmerung noch aufgetragen, er soll vom Heuboden über der Scheune noch ein paar Arme voll Heu herunter holen, damit morgen früh, wenn er aufs Feld fahren will, etwas da ist zum Mitnehmen für den Gaul. Der Barkel hat die Leiter angestellt und ist hinaufgestiegen. Wie er aber die Luke aufgestoßen hat, faucht ihn ein Ungetüm mit großen, glühenden Augen entsetzlich an: „Huhuh, huhu". — Vor Schrecken ist er zurückgefahren und beinahe die Leiter heruntergepurzelt, und kommt in die Stube gerannt: „Schultheiß, oben in unsrer Scheune iff's nicht richtig! Da sitzt der Leibhaftige selber, ich hab' ihn mit eignen Augen geseh'n!" — „Was," hat der Herr gesagt, „der Leibhaftige? Und da reißt du aus? Weißt du denn nicht, daß man den Teufel bei den Hörnern packen und mit ihm ringen muß, bis er unten liegt!" Denn der wackere Schultheiß glaubte, der große schwarze Ziegenbock sei auf den Heuboden geraten, und der alte Barkel habe nicht

recht gesehen. So wollte er also seinen Mut recht leuchten lassen, weil er wußte, daß der Bock ihm gehorchte, nicht aber dem alten Bartel, dem er gram war. Darum stand er auf und sprach noch: „Ich werde selber mitkommen!"

Aber des Schultheißen Weib hat himmelhoch gebeten: „Mann, wag' dich nicht leichtsinnig in Gefahr! Wer kann wissen, — und wenn der Bartel ihn gesehen hat." — „Feurige Augen hat er, er ist es, er ist es," hat der Bartel gezetert und an allen Gliedern geschlottert. Aber der Schultheiß hat gelacht — es war ja noch nicht Geisterstunde — und ist mitgegangen und die Leiter emporgeklettert. Wie nun er die Klappe aufstößt, glotzen ihn auch die glühenden Augen an, es kreischt schaurig: „Huhu, huhu!", und ein Rauschen von dunklen Schwingen ist gewesen, schier entsetzlich. Da ist der Schultheiß selber kreidebleich geworden, die Augen sind ihm aus den Höhlen getreten, und die Haare haben ihm zu Berge gestanden. Schnell hat er die Klappe zugeschlagen und ist die Leiter so rasch hinabgesprungen, daß sie umfiel und ihn beinahe mitgerissen hätte. „Es ist wahrhaftig so —" hat er gestammelt und ist gleich zum Pfarrer gelaufen: „Ehrwürdiger Herr, auf meinem Heuboden sitzt der Teufel! Wollt Ihr mir nicht die Liebe tun und mit einem heiligen Sprüchlein ihn bannen und verjagen, daß der Böse uns kein Leid zufügen kann?"

„Aha," hat der Pfarrer zur Antwort gegeben, „steht es so? Das war zu erwarten! Er will Euch bestrafen für Eure Sündhaftigkeit, Euren Geiz und Unglauben. Habt Ihr denn den Zehnten schon abgeliefert, den ich zu fordern habe? — Seht Ihr? Davon kommt es nun! Jetzt zur Nacht aber werd' ich nicht Gott versuchen und gerade in des Teufels

Nachen geh'n. Habt Ihr den Boden verschlossen? — Gut, so kann er wenigstens nicht heraus, morgen früh werden wir seh'n!" Denn der damalige Pfarrer war sehr bequem und geizig und gar nicht so amtseifrig, wie ein rechter Schildbürger Pfarrer sein muß. Ist darum auch nicht lange in Schilda geblieben.

Die ganze Nacht haben sie im Schultheißenhause kein Auge zugetan vor Angst und Grausen. Und frühmorgens sind sie nicht aufs Feld gefahren und keiner aus der ganzen Stadt. Denn wie ein Lauffeuer war's herum: „Auf des Schultheißen Scheunenboden sitzt der Leibhaftige." Da sind alle herzugelaufen, Männer und Weiber, haben um die Scheune herumgestanden und nach dem Giebel gestarrt, bis der Stadthauptmann, der immer der Beherzteste und Überlegteste war, die Leiter angesetzt, seinen Spieß ergriffen hat und raufgestiegen ist. Hinter ihm noch viere, fünfe, mit Mistgabeln, Sensen und Dreschflegeln. Als die Klappe auf war; hat der Stadthauptmann erst mit dem Spieß vorn im Heu herumgestochert und sich dann vorsichtig in den Boden hineingewagt. Auf einmal aber hat er aufgekreischt und ist zitternd zurückgesprungen, wobei er dem Nächsten auf den Kopf getreten ist. Obendrein ist die Leiter umgefallen und alle mit, die drauf standen, daß sie zappelnd am Boden lagen und die Beine in die Luft streckten. Und es hat eine ganze Weile gedauert, bis sie sich wieder haben aufkrabbeln können. „Ich hab' ihn gesehen — ich hab' ihn gesehen; er sitzt noch drin. Ganz große, glühende Augen hat er — huhu!" Da sahen sie sich bleich an und haben ein Stoßgebetlein nach dem andern gestammelt. Dann hat der Schultheiß gesagt: „Leute haltet Wache, daß er nicht entwischt,

ich geh' noch einmal zum Pfarrer!" Und endlich ist der mit dem Meßner gekommen, der hat das Weihrauchfaß geschwungen und ist immer um die Scheune herumgegangen und hat Bannsprüche gemurmelt. Natürlich hat da der Teufel erst recht nicht herauskonnt, und wie der Pfarrer dreimal herumgegangen ist und nichts sich gerührt hat, da hat der Pfarrer strafend zu den Schildbürgern gesagt: „Daß die Sprüchlein keine Wirkung haben, das ist Eure eigne Schuld. Geiz, Hochmut und Unglaube sind drei Teufel, die immer bei Euch Wohnung haben, wie mögt Ihr Euch wundern, daß der Oberherr der Teufel sich bei Euch einnistet? Seht zu, wie Ihr den nun herausscheucht!" Damit hat er Kehrt gemacht und ist heimgegangen ins Pfarrhaus.

Die Schildbürger aber haben heimlich untereinander geflüstert, was sie wohl anfangen sollten, um den Bösen fortzukriegen. „Wider den Höllischen hilft nichts, als das Feuer," hat der Stadthauptmann gemurmelt. „Mit dem Feuerbrand müßt Ihr ihn scheuchen."

Der Schultheiß hat erst nicht gewollt und mancher hat bedenklich zweifelnd den Kopf geschüttelt, weil er zweifelte, daß das auch etwas nützen würde. Es wäre doch schade um das Heu, das in der Scheune läge. Aber des Schultheißen Weib schrie: „Um so ein paar Fuder Heu wollt Ihr ewig in der Hölle brennen?" „St, st!" machten die Männer, „soll er's denn hören, was wir tun wollen? Leise, leise, heimlich müssen wir's anfangen!"

Darauf beschlossen sie, den Teufel auszuräuchern, holten Brände herbei, legten die Leiter wieder an, und der Schultheiß selber stieg hinauf, stieß bebend die Luke wieder auf, warf den Brand hinein und rettete sich die Leiter hinab.

Hui, gleich hatte das Heu Feuer gefaßt, ein Sausen hob an, dann ein Fauchen, Schreien und Rauschen. „Da ist er, da ist er, er ist hinaus!" kreischten die Weiber. Und ein schier riesiges, schwarzbraunes Geschöpf fuhr mit ausgespannten Schwingen und gellem Huhu, huhu! über ihre Köpfe hinweg und dem Walde zu. Alle starrten ihm nach, von Grauen geschüttelt, und die Weiber haben noch einmal aufgekreischt. Dann aber schrien die Männer: „Das Feuer, löscht das Feuer!"

Das aber ist nicht mehr gegangen. Die ganze Scheune hat von unten bis oben im Nu gebrannt, und der Schultheiß hat nur zu tun gehabt, daß ihm nicht sein Haus auch noch abgebrannt ist. Dafür aber ist das Feuer übergesprungen auf des Schusters Dach und auf des Schneiders Häuslein, und in ein paar Augenblicken brannten auch die lichterloh. Hätte so der Böse wohl am liebsten das ganze Städtlein niedergebrannt, und bloß, weil sie alle mit Hand angelegt, mit Eimern und Kannen gegossen, mit Haken und Gabeln die Dächer heruntergerissen, das Vieh aus Ställen und Scheunen gezogen, ist das Schlimmste noch abgewendet worden. Die ganze Heu- und Kornernte, die der Schultheiß in der Scheune gehabt, ist ihm verloren gegangen. Die Frau aber sagte immer: „Besser das Heu und das Korn zum Teufel als deine Seele im ewigen Höllenfeuer!" — Der Teufel aber ist in Wahrheit nur ein großer Uhu oder eine Waldeule gewesen, so sich beim Mäusefang verflogen hatte und in des Schultheißens Scheuer geraten war. Der hatte genug von dem bösen Empfang und hat sich nicht wieder blicken lassen.

Die Schildbürgerin und die Eier.

Den Schildbürgerinnen ging es nicht anders als den Schildbürgern. Die gebärdeten sich so närrisch, als wenn sie es von jeher gewesen wären. Eine Witwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ei legte, hatte einst so viele Eier gesammelt, daß sie hoffen durfte, drei Groschen dafür zu lösen. Sie nahm deswegen ihr Körbchen und zog damit zu Markte. Unterwegs, da sie keine Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein; und so dachte sie unter anderem an den Kram, den sie zu Markte trug; den ganzen Weg über redete sie mit sich selbst und machte sich folgende Rechnung: „Siehe," sagte sie zu sich, „du lösest auf dem Markte drei Groschen. Was willst du damit tun? Du willst damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei, samt der, die du hast, legen dir in so und soviel Tagen so und soviel Eier. Wenn du diese verkaufst, kannst du noch drei Hennen kaufen; dann hast du sechs Hennen. Diese legen dir in einem Monat so und soviel Eier; die verkaufst du und legst das Geld zusammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen, verkaufst du auch; die jungen fahren fort, dir Eier zu legen, und brüten dir Junge aus; diese kannst du zum Teil ziehen und deine Hühnerzucht dadurch mehren, zum Teil Geld daraus lösen, endlich auch rupfen, wie man die Gänse rupft. Aus dem zusammengelegten Gelde kaufst du dir danach etliche Gänse, die tragen dir auch Nutzen mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. So kommst du gar bald so weit, daß du eine Ziege kaufen kannst; die gibt dir Milch und junge Zicklein. Auf diese Weise hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier,

Federn, Milch, Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt sich gar die Ziege auch scheren, du kannst es wenigstens versuchen; darauf kaufst du ein Mutterschwein; da hast du Nutzen über Nutzen, von jungen Spanferkeln, von Speck, Würsten und anderem. Daraus lösest du so viel, daß du eine Kuh kaufen kannst; die gibt dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willst du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, du

mußt auch einen Acker kaufen; der gibt dir Korn genug; dann brauchst du keins mehr einzukaufen! Danach schaffest du dir Rosse an, dingst Knechte, die versehen dir das Vieh und bauen dir den Acker. Alsdann vergrößerst du dein Haus, daß du Hausgesinde beherbergen und dein Geld aufheben kannst. Danach kaufst du noch mehr Güter, denn es kann dir nicht fehlen; du hast ja den Nutzen von Hühnern, von Gänsen, von Eiern, von Geißmilch, von Wolle, von Zicklein, von Milchlamm, von Spanferkeln, von Kühen — denen

kannst du noch dazu die Hörner absägen und sie an den Messerschmied verkaufen; — du hast ferner den Nutzen von Kälbern, von Äckern, von Wiesen, von Hauszins und anderem. Danach willst du einen jungen Mann nehmen, mit dem kannst du in Freuden leben und eine reiche, stolze Frau sein! O, wie wohl willst du dir es sein lassen und niemand ein gutes Wörtchen geben! Juchhe, Juchheisa, Hopsasa!" So jubelte die junge Witwe, warf dazu einen Arm in die Höhe und tat einen Sprung. Aber als sie sich so aufschwang und dazu jauchzte, da stieß sie von ungefähr mit ihrem Arm an den Eierkorb, daß dieser ganz ungestüm zu Boden fiel und die Eier alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünsche mit zerbrochen, nur der Junggesell nicht, den sie sich zum Manne erkoren hatte. Der konnte ja noch immer kommen. So stand sie nun auf dem Wege zum Markte und wartete seiner.

Der Schildbürger und der Hecht.

Ein Schildbürger war an einem Sommertage über Land gegangen und hatte in einem Orte einen Vetter besucht, der ein Fischer war. Als er wieder heimwandern wollte, gedachte er des Auftrags, den ihm seine Frau eingeschärft hatte, nämlich, daß er den Vetter bitten sollte, er möchte ihm einen tüchtigen Fisch mitgeben, der wohl für eine gute Mahlzeit ausreichen könnte, was er gerade habe, einen Barsch oder Hecht oder Aal oder gar einen Hering.

Der Schildbürger brachte seine Bitte vor, und der Vetter antwortete: „Recht gerne, lieber Vetter, ich habe gerade noch einen schönen, großen Hecht im Fischkasten, der

meiner liebwerten Base wohl gefallen wird. Ich hätte Euch schon von selber angeboten, ihn von mir anzunehmen. Nur habt Ihr einen weiten Weg, und es ist warm, da kann Euch unterwegs der Hecht matt werden und absterben. Wie wollt Ihr ihn auch fortschaffen?"

„Ich habe einen ledernen Beutel bei mir," sagte der Schildbürger, „da hinein stecke ich ihn und will schon aufmerken, daß er nicht stirbt und ihn zuweilen unterwegs etwas aufmuntern."

„Am besten ist es, Ihr steckt ihm ein paar Brennesselblätter ins Maul, wenn Ihr solche am Weg findet," riet der Fischer, holte den Hecht, der ein gar stattlich Tier war, an drei Pfund schwer, und steckte ihn in des Schildbürgers mitgebrachten Lederbeutel. Der Gast bedankte sich, nahm Abschied und ging des Weges.

Es war ziemlich warm, und bei der Wanderung ward der Schildbürger bald müde und durstig. Er setzte sich also im Schatten einer Erle am Rande eines Flüßchens zur Rast nieder, zog seine Flasche mit Branntwein hervor und tat einen herzhaften Schluck. Den Beutel mit dem Fisch hatte er neben sich ins Gras gelegt. Als er nun sich selber erlabt hatte, dachte er an den Hecht: „Das arme Tier ist so an Wasser gewöhnt, es wird wohl auch Durst leiden." Er öffnete den Sack ein wenig, daß der Kopf des Fisches hervorsah.

„O, wie er schnappt," sagte er. „Durst leidet das arme Vieh. Das mit den Brennesseln, was der Vetter mir gesagt, ist dummes Zeug. Wie sollen Brennesseln wohl den Durst vertreiben? Meine Flasche ist leer, aber wer weiß auch, ob der Fisch von dem Branntwein hätte trinken

mögen. Aber Wasser mag er, das weiß man. Ich will ihn unten am Flusse ein wenig saufen lassen, daß er sich wieder erholt."

Der Schildbürger stieg also zum Flusse nieder, kniete hin, hielt den Sack dicht ans Wasser, ließ den Hecht ein wenig herausgleiten, so daß er mit dem Kopfe ans Wasser gelangte und mit dem Maul davon schnappen konnte.

Als der Hecht aber das Wasser berührte, erhielt er auf einmal seine Lebendigkeit zurück und drängte, aus dem Beutel zu kommen. „Er hat gewaltigen Durst," meinte der mitleidige Schildbürger. „Wart, ich will dir's ein bißchen leichter machen." Er lockerte also den Sack und ließ den Fisch zur Hälfte heraus, daß er besser trinken möchte.

Auf einmal aber, ehe der mitleidige Mann sich dessen versah, glitt der Hecht vollends aus dem Sack und in den Fluß hinein, wo er alsbald hurtig in die Tiefe tauchte und mit der Strömung davonschwamm, ehe der betroffene Schildbürger das verhindern konnte.

Dem half es wenig, daß er nun über den Undank des hinterlistigen Tieres schalt und fluchte. Der Hecht war auf und davon und kehrte nicht wieder.

Gerichtstag zu Schilda.

Weil die Schildbürger im allgemeinen biedere Leute waren und auch den Frieden liebten, kamen sie selten in die Notwendigkeit, das hohe Gericht zusammenzurufen, um Klagen anzuhören, Urteile zu fällen und Strafen zu vollstrecken.

Da sich nun aber einst drei schwierige Fälle aufgesam-

melt hatten, ward das ganze hohe Gericht, der Richter samt den Schöppen geladen, dazu die Kläger nebst den Beklagten und das Gericht wurde eröffnet.

Zuerst kamen zwei Schildbürger Bauern, die einen Streit miteinander hatten. Der Michel hatte seinen Nachbar Klaus verklagt, weil dieser ihm zwei solche Ohrfeigen gegeben, daß er acht Tage lang ein verschwollenes Gesicht gehabt hatte. Und das eines geringfügigen Wortwechsels wegen.

Der Richter fragte den Klaus, nachdem der Michel seine Klage ausführlich noch einmal vorgebracht hatte: „Angeklagter, was habt Ihr dazu zu sagen?"

„Daß der Michel angefangen hat." rief der Klaus äußerst hitzig. „Er hat mir zwei Püffe in die linke Seite gegeben!"

„Das ist nicht wahr," erwiderte der Michel.

Der Richter machte ein sehr strenges Gesicht. „Vor Gericht darf niemand lügen, das wißt Ihr," sprach er mahnend. „Wie wollt Ihr es beweisen, Klaus, wenn der Michel es leugnet, Euch in die linke Seite gepufft zu haben?"

„Das kann ich Euch wohl zeigen!" sprach der Angeklagte. „Nämlich, er stieß mir mit dem Ellenbogen wider die Rippen, daß es krachte. So, Herr Richter!" Und damit führte er mit aller Kraft seiner Ellenbogen einen Stoß in des Richters Seite, daß der beinahe vom Stuhl gefallen wäre.

„Nein, so war es nicht," rief Michel dagegen. „Es war auch nicht die linke Seite. Der Klaus kann ja rechts von links nimmer unterscheiden. In die rechte Seite hab' ich ihn nur gepufft. So!" Und er gab dem Richter von der

andern Seite einen Puff, daß er „Au!“ schrie. Danach wiederholte Michel: „Da ist der Klaus auf mich zugesprungen und hat mich gehauen — ha, ich kann's nimmer beschreiben, nur zeigen kann ich's, daß Ihr's seht!“ Und er sprang auf den ersten der Schöppen los und versetzte ihm eine gewaltige Ohrfeige, daß es schallte und die geschlagene Wange gleich hoch aufschwoll. „Seht, so war es auch bei mir,“ sprach danach der Michel sehr ruhig.

„Das bestreite ich, denn so arg kann ich gar nicht schlagen,“ widersprach der Klaus. „Es kann höchstens so gewesen sein!“ Und er ließ einen lauten, heftigen Schlag auf des zweiten Schöppen Gesicht niederfallen, daß der einen Wehruf tat und sich die Wange reiben mußte. „Ist sie etwa so sehr geschwollen?“ erkundigte sich Klaus. Und der Schöppe mußte zugeben, daß es längst nicht so schlimm war, wie bei des ersten Schöppen Angesicht von Michels Schlag.

Die beiden Streitenden wollten darauf noch hin- und herreden und neue Beweise geben, aber der Richter sprach: „Haltet ein! Ich sehe, daß Eure Beweise schlagend genug sind und zeigen, wie Recht und Unrecht auf beiden Seiten gleich ist. Ich halte dafür, daß Ihr, Klaus, da Ihr von dem Michel Püffe erhieltet, ihm solche zurückgebt, aber der Michel muß auch die Ohrfeige, die er von dem Klaus bekam, demselben wiedergeben. Dann seid Ihr quitt, und der Händel ist beigelegt.“

Dies Urteil fand Beifall und ward sogleich ausgeführt. Der Michel bekam seine Püffe und der Klaus seine Ohrfeige wieder, danach reichten sie einander die Hand und gingen befriedigt heim.

Nun ward der zweite Angeklagte hereingeführt,

welcher von dem Gerber erwischt worden war, als er eben einen jungen Hahn beim Kragen hatte und ihn rauben wollte. Der Angeklagte aber war ein Fuchs und der Gerichtsdiener hatte ihn an die Kette gelegt, als er ihn vorbrachte. Der Gefangene hatte offenbar ein schlechtes Gewissen, denn er winselte und sträubte sich, vor Gericht zu treten, was ihm natürlich nichts half.

Der Gerber mußte noch einmal genau erzählen, wie er den Dieb erwischt, und der Richter stellte dann, wie es sich gehört, die Frage an den Verklagten, ob er angesichts der unleugbaren Tatsachen die Sünde noch abstreiten wolle. Da der Verklagte darauf keine Antwort gab, sah man die Tat nicht nur für erwiesen, sondern auch für eingestanden an und hielt Rat, wie in diesem Falle zu verfahren sei.

Da sprach Einer, man müsse bei der Findung des Urteils doch in Betracht ziehen, daß die Tat noch nicht vollzogen, sondern nur versucht worden war, zudem, daß der Beklagte nicht leugne, noch solches zu tun versuchte, sondern offenbar Reue bezeige. Man müsse diesmal darum milder verfahren und nicht auf Tod am Galgen sprechen, wie es für einen Dieb sonst üblich sei; sondern statt dessen auf Landesverweisung und ewige Verbannung.

So fällte man nach dem Vorschlag dieses einsichtigen Schöppen das Urteil wider den Hühnerdieb auf Ausweisung und ewige Verbannung. Und der Gerichtsdiener, gefolgt von dem Stadthauptmann und zwei Söldnern in Wehr und Waffen, führte den gefesselten Fuchs an die Grenze des städtischen Grundes, löste darauf die Ketten und hieß den Fuchs ins Weite zu laufen und sich nie wieder unter den Schildbürgern zu zeigen, denn sonst wäre ihm der

Galgen gewiß. Der Fuchs hat sich das nicht zweimal sagen lassen, sondern ist flugs im Walde verschwunden.

Eigentlich hatte das Gericht nun schon genugsam getagt, aber da man einmal dabei war, ward beschlossen, auch die dritte Sache noch abzutun. Die ging einen Fremden an, einen alten, grauköpfigen Landstreicher, der beim Rübenstehlen ergriffen worden war. Es war aber nicht das erstemal, daß er die Felder der Schildbürger so beraubte. Denn man erkannte in ihm den Frieder, der schon vor zwei Jahren einmal eingebracht und mit der Ausweisung davongekommen war. Diesmal stand seine Sache sehr übel, und als rückfälliger Dieb hatte er keine Gnade, vielmehr den Strang zu erwarten.

Da die Gerichtsherren heute aber mild gestimmt waren, wollten sie dem Sträfling doch noch eine Gnade erweisen. Deshalb sprach der Richter: „Du weißt wohl, Frieder, daß du sterben mußt und solange im Gefängnis weilen, bis dein Stündlein schlägt. Aus Mitleid billigen wir dir aber dies zu, daß du dir die Todesart selber wählen darfst, welche du erleiden willst."

Der Verurteilte besann sich einen Augenblick, blinzelte dann listig mit den Augen und fragte: „Gestrenger Herr, ist das Euer ernstes, wahrhaftig gemeintes Wort, daß ich mir die Art meines Todes selber wählen darf?"

„Es versteht sich von selber, daß ein Richterwort nicht gedreht und gedeutelt werden darf," sprach der Richter. „Es ist heilig wie das Wort Gottes und wird aufrecht gehalten überall und in jedem Falle!"

„Ei, nun wohl," sagte da langsam der Sträfling. „Da

ich wählen darf und Ihr meinem Wunsch willfahren wollt, so wähle ich den Tod durch Altersschwäche."

Dem war nicht zu widersprechen, und so mußte der Verurteilte ins Gefängnis zurückgebracht und daselbst so lange verpflegt werden, bis er an Schwäche des Alters gestorben ist.

Die Schildbürger und der Mühlstein.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der sie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein ausgehauen hatten; dieser war von ihnen mit großer Müh und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie vorzeiten die Bauhölzer, welche sie zu ihrem Rathause brauchten, mit so geringer Mühe den Berg hinuntergebracht, indem sie dieselben von selbst hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Narren," riefen sie, „daß wir uns abermals so viele Mühe gegeben haben!" Und nun trugen sie auch den Mühlstein mit größter Anstrengung den Berg wieder hinauf. Wie sie ihn aber eben wieder abstoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fragen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hingelaufen sei? Wer da drunten kann uns das sagen?" — „Ei," sagte der Schultheiß, welcher den Rat gegeben hatte, „diesem ist leicht zu helfen; es muß einer von uns sich in das Loch stecken und mit hinablaufen." Das war gut, und alsobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch stecken und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterst an dem Berge ein Fischweiher; in diesen fiel der Stein mit-

samt dem Schildbürger, und beide sanken auf den Grund, so daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen seien. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Gesellen, der mit und in dem Mühlstein davongegangen war. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anschlagen: „Wo einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man einziehen und über ihn als einen Gemeindedieb Recht ergehen lassen." Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zuviel Wasser getrunken, daher er sich nicht verteidigen und rechtfertigen konnte.

Die Schildbürger geben einem Baum zu trinken.

Nicht ferne von Schilda floß ein Wasser vorüber, an dessen Gestade ein mächtiger Nußbaum stand. Von diesem hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser, und es fehlte wenig, so hätte er es berührt. Die Schildbürger sahen das, und weil sie einfältige Leute waren, wie man heutzutage selbst unter den Bauern wenige findet, so hatten sie herzliches Erbarmen mit dem guten Baum und gingen darüber zu Rate, was denn dem armen Nußbaum fehlen möge, daß er sich so schwermütig zum Wasser neige. Als darüber mancherlei Meinungen laut wurden, sagte schließlich der Schultheiß: ob sie nicht närrische Leute wären! Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Orte stände und sich deshalb nach dem Wasser beuge, weil er gerne trinken möchte. Er denke auch gar nicht anders, als daß der nied-

rigste Ast der Schnabel des Baumes sei, den er nach dem Trunke ausstrecke. Die Schildbürger saßen ganz kurz zu Rate, sie dachten, ein Werk der Barmherzigkeit zu tun, wenn sie ihm zu trinken gäben; deswegen legten sie ein großes Seil oben um den Baum, stellten sich jenseits des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herunter, indem sie glaubten, ihn auf diese Weise tränken zu können. Als sie ihn ganz nahe bei dem Wasser hatten, befahlen sie einem ihrer Mitbürger, auf den Baum zu steigen und ihm den Schnabel vollends ins Wasser zu tunken. Als nun der Mann hinaufgestiegen ist und den Ast hinunterzwängt, reißt den andern Bauern das Seil; der Baum schnellt wieder hoch, und ein harter Ast schlägt dem Bauern den Kopf ab, daß er ins Wasser fällt, der Körper aber purzelt vom Baume herab und hat keinen Kopf mehr.

Darüber erschraken die Schildbürger und hielten auf der Stelle eine Umfrage: Ob er denn auch einen Kopf gehabt habe, als er auf den Baum gestiegen sei? Aber da wollte keiner etwas wissen. Endlich sagte der Schultheiß: Er sei so ziemlich überzeugt, daß derselbe keinen gehabt habe. Denn er habe ihn drei- oder viermal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Mithin müsse er keine Ohren gehabt haben, folglich auch keinen Kopf. Doch wisse er es nicht so ganz genau. Darum sei sein Rat, man sollte jemanden heim zu seinem Weibe schicken und sie fragen lassen, ob ihr Mann auch heute morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinausgegangen sei. Die Frau erwiderte: Sie wisse es nicht, nur so viel, sei sie sich bewußt, daß sie ihn noch letzten Sonnabend gestriegelt; da habe er den Kopf noch gehabt. Seitdem habe sie nie so

recht Achtung auf ihn gegeben. „Dort an der Wand," sagte sie, „hängt sein alter Hut; wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn ja wohl mit sich genommen haben, oder hat er ihn anderswohin gelegt, was ich nicht wissen kann." So sahen sie unter den Hut an der Wand; aber da war nichts. Und im ganzen Flecken konnte niemand sagen, wie es dem Schildbürger mit seinem Kopf ergangen sei.

Der Eimer im Brunnen.

Einer Schildbürgerin war ein Eimer in den Brunnen gefallen; und da die Frau den Eimer nicht missen wollte, ihr Mann aber keinen neuen beschaffen mochte, entschloß er sich, in den Brunnen zu steigen, um den Eimer wieder heraus zu holen. Es fanden sich einige gute Nachbarn, die ihm behilflich sein wollten und sich bereit erklärten, ihm an einem Seil, das sie festhielten, hinunter zu lassen. Sobald er den Eimer gefunden habe, solle er ein Zeichen geben, dann wollten sie ihn wieder heraufziehen.

Gesagt, getan! Sie legten dem Mann ein dickes Seil um den Leib und ließen ihn langsam in den Brunnen hinabgleiten. Je weiter aber der Mann hinab schwebte, um so schwerer war es für sie, das Seil nicht aus der Hand schlüpfen zu lassen. Schließlich hielten sie es kaum mehr aus, und einer sagte: „Mir brennen die Hände vom Seil; laßt uns in die Hände spucken, dann fällt das Halten leichter. Ich werde bis drei zählen, dann mag ein jeder loslassen, rasch in die Hände spucken und rasch wieder zupacken." Die anderen waren damit einverstanden und forderten ihn auf, gleich mit

Zählen zu beginnen. Bei drei ließen auch alle richtig los, aber im Nu sauste das Seilende davon und war sogleich in der dunklen Tiefe verschwunden. Da standen die Schildbürger am Brunnenrande und starrten mit offenem Munde nach unten. Sie jammerten, schrieen und weinten und mußten untätig zu sehen, wie der Mann im Brunnen durch ihre Torheit schmählich ertrank; denn keinem fiel es ein, ein anderes Seil, das neben dem Brunnen lag, dem Manne zuzuwerfen, daß er sich retten könne.

Die Schildbürger lernen schwimmen.

Die Schildbürger hatten viel von der Gesundheit fördernden und Kräfte verleihenden Wirkung der Schwimmübungen gehört. Ein fremder Wandergesell, den der Weg durch Schilda führte, hatte Wunderdinge von dieser Kunst erzählt und berichtet, wie er in Städten, die er auf seinen weiten Fahrten besucht hatte, gar manche erstaunliche Leistungen von gewandten Schwimmern und kühnen Tauchern bewundert habe und selbst ein guter Meister in dieser Kunst geworden sei. Gegen eine gute Belohnung wollte er sich bereit erklären, die Schildbürger in dieser außerordentlichen Kunst zu unterrichten, auf daß sie selbst ihre Geschicklichkeit darin probieren könnten. Die Summe, die er sich als Lehrgeld von der Stadt ausbedang, war ja über die Maßen hoch, aber die Schildbürger wollten in nichts hinter anderen Städten zurückstehen, und scheuten keine Ausgaben, wenn es galt, etwas Neues einzuführen, was der Stadt Ansehen nach außen verleihen konnte. In einer öffentlichen Ge-

meinderatssitzung ward darüber beratschlagt und nach gründlicher Aussprache der Beschluß gefaßt, die geforderte Summe zu bewilligen und den Fremden als Schwimmlehrer anzustellen. Schon auf den nächsten Tag wurde die erste Schwimmstunde angesetzt, und eine große Zahl tapferer Schildbürger hatte sich bereit erklärt, sich dem nassen Element anzuvertrauen und ihre Geschicklichkeit zu erweisen. Da hätte einer sehen sollen, wie die Schildbürger, Dicke und Dünne, Lange und Kurze, am Gurt des Schwimmeisters zappelten und gar arg sprudelten, wenn sie, was sehr häufig vorkam, Wasser schluckten; aber trotzdem lagen sie dem freiwillig übernommenen Dienst mit großem Eifer und ernstlichem Bemühen ob. Bei vielen blieben die Versuche, Herr des Wassers zu werden, lange vergeblich; aber schließlich gelang es doch der geschickten Art des Schwimmeisters, eine ganze Anzahl von Schildbürgern mit der seltsamen und bisher unbekannten Kunst des Schwimmens vertraut zu machen.

Hatten sie nun bisher nur immer die Schwimmübungen in einem Teich ausgeführt, in dem die Schildbürger, sobald sie ermüdeten und zu schwimmen aufhörten, Grund unter den Füßen hatten und immer noch bequem aus dem Wasser hervorschauen konnten, so wurden mit der Zeit einige so kühn, daß sie es auch einmal in einem tieferen Wasser versuchen wollten. Sie beschlossen daher, einen großen Teich zu durchschwimmen, und zehn der besten und ausdauerndsten Gesellen unternahmen das Wagnis und warfen sich mit Todesmut an einem heißen Sommertage in den See.

Als sie an der anderen Seite wieder ans Ufer geklettert waren und sich freuten, wie schön das Wagnis geglückt sei, fiel es dem einen ein, seine Kameraden zu zählen, und siehe

da, er zählte nur neun. Da erschrak er gewaltig, denn sie waren doch ihrer zehn durch den See geschwommen, also mußte einer ertrunken sein. Er wußte aber nicht, wer der sei und bat den, der ihm am nächsten stand, nachzuzählen, wieviel es ihrer seien. Das war ein gar bescheidentlicher Mann, und aus purer Bescheidenheit zählte er sich nicht mit. Darum zählte er auch nur neun. Er zählte ein zweites Mal, aber es blieben neun. Da begann ein anderer zu zählen, der zählte auch nicht mehr, denn jeder Eine vergaß, sich selber mit zu zählen. Nun befiel sie eine große Angst. Sie liefen am Ufer auf und ab, schrien und zeterten, holten endlich eine Stange herbei und stießen damit so weit in den See hinaus, wie es vom Ufer aus möglich war; aber der zehnte Schildbürger fand sich nicht.

Als sie so jammerten und riefen und sich ganz untröstlich gebärdeten, kam ein Wanderer daher und fragte sie nach ihrem Kummer. „Ach," sagten die Schildbürger, „wir haben den See durchschwommen und waren unserer zehn, als wir am jenseitigen Ufer in das Wasser sprangen; einer scheint ertrunken zu sein, denn wir zählen jetzt nur neun." „Nun," sagte der Fremde, „wenn Ihr ein untrügliches Mittel haben wollt, um festzustellen, wieviel Ihr seid, so müßt ihr den Boden aufrauhen, daß er locker wird, und dann muß ein jeder seine Nasenspitze in den weichen Sand drücken; so könnt Ihr leichtlich Eure Anzahl feststellen."

Beglückt dankten die niedergeschlagenen Schildbürger dem Fremden und schöpften neue Hoffnungen. Sie machten sich sogleich daran, dem weisen Rate zu folgen. Glücklicherweise befand sich in der Nähe ein Sandhaufen. Von diesem holten sie Sand, streuten ihn in eine lange Reihe und ein

jeder legte sich auf die Erde und drückte seine Nase tief in den Sand hinein. Mit klopfendem Herzen fingen sie an zu zählen, und siehe, es waren zehn Nasen in den Sand gedrückt worden.

Da wurden sie wieder froh, dankten dem fremden Wandergesellen für den guten Ratschlag und luden ihn zu einem guten Trunk ein.

Wie der Krieg kam.

Als nun die Schildbürger und der Wandersmann bei froher Unterhaltung unter einem Zelte saßen, das sie vor den heißen Sonnenstrahlen schützte, und ihre kühnen Schwimmtaten feierten, erzählte der fremde Wandergesell allerlei von den Wunderdingen, die es da draußen in der Welt gäbe. Und die Schildbürger hörten ihm mit großen Augen und offenem Munde zu. Was sie aber am meisten in Erstaunen setzte, das waren die seltsamen Erlebnisse, die der Fremde in einem eben zu Ende gegangenen Krieg gehabt hatte. Zu den Schildbürgern war die Kunde von dem Schreckgespenst (denn das mußte der Krieg ja sein nach der gehörten Schilderung) merkwürdigerweise gar nicht gedrungen. Noch nie hatten sie von solch abenteuerlichen Dingen und grausamen Taten gehört, und nun sagte der Fremde gar noch, daß der Krieg leichtlich wieder ausbrechen und bis nach Schilda kommen könnte. Da ward's den Schildbürgern gar bänglich zumute, denn sie hatten nie geglaubt, daß sie jemals mit Krieg überzogen würden, weil es ja bisher Sache des Kaisers war, Krieg zu führen, und neugierig fragte ein Schildbürger, woran

man wohl am ehesten den Krieg erkenne. „O," sagte der Fremde, „das ist nicht schwer. Wenn der Krieg beginnt, dann geht die Trommel herum im Lande und macht Rum, Rumbumbum, und wenn das zu hören ist, müssen alle Männer die Waffen ergreifen und sich zur Verteidigung bereit stellen. Da heißt es Abschied nehmen von Weib und Kind; denn gar mancher wird nicht wieder heimkehren und seine Lieben nie wieder sehen." Da sagte ein Schildbürger, der der Weisesten einer war: „Wie sollte zu uns wohl der Krieg kommen, sind wir doch friedliche Leute, die niemandem etwas zuleide tun. Unsere Väter und Großväter haben nie einen Krieg erlebt, also werden wir wohl auch weiter von dem Schrecklichen verschont bleiben; darauf wollen wir trinken." Und der Bierschenk zapfte aus dem neben ihnen stehenden Fäßchen neu in die Gläser. Sie tranken nochmals, dann gingen sie heim, und der Wanderer zog seines Wegs.

Des anderen Tages gingen etliche der Zecher hinaus ins Feld zu mähen, und da die Hitze groß ward, meinte der eine, man solle das Fäßlein aus dem Zelte holen, einen guten Trunk zu tun. Sie holten also das Fäßlein, darinnen sie noch einen schönen Rest fanden, labten sich allesamt daran, und konnten noch zweimal um die Runde trinken. Also ward das Fäßlein leer und die Schildbürger schläfrig, da lagerten sie auf der Wiese um das Fäßlein herum und wollten entschlummern.

Plötzlich stutzten sie und sahen sich erschrocken einander an. War da nicht das Geräusch hörbar, als ob die Trommel umging? Ganz deutlich vernahmen alle das Rumbumbum, Rum, Rum, Rumbumbum, und sie sprangen, von Schrecken gepackt, auf und stürzten davon. Einer ergriff rasch das Fäß-

chen und eilte den anderen nach. So liefen sie und liefen über die Felder und Äcker; aber das Gesumme und Gebrumme verfolgte sie unaufhörlich und jagte sie immer weiter. Sie sprangen über Gräben und eilten schließlich dem Walde zu, um sich dort zu verstecken. Dabei ward das Gebrumm und die Trommelschläge um so ärger je schneller sie liefen. Ganz außer Atem waren sie und konnten sich kaum noch aufrecht halten, so zitterten ihre Knie. Da kam noch ein Graben, über den sie hinwegsetzen mußten; und als letzter sprang der Mann, der das Fäßchen noch krampfhaft unter dem Arme hielt. Er stürzte, das Fäßchen entfiel seiner Hand und schlug auf einen Stein auf, so daß es zerbrach und die Splitter umherflogen, also daß einer glaubte, schon von des Feindes Geschoß getroffen zu sein, weil ihm ein Splitter ans Haupt geflogen war. Gleichzeitig aber hörte auch das Summen auf, und die Schildbürger hielten erschöpft inne. Sie schauten ringsum, und als nach einer Stunde alles ruhig blieb, auch von der Trommel nichts mehr zu hören war, sahen sie den Getroffenen genau an, um ihn zu verbinden. Sie fanden aber keine Wunde, sondern nur den Splitter des Fäßleins, der ihm noch im Haupthaar hing, und selbst sie erkannten in ihm das Geschoß, das den Armen getroffen. Geruhig gingen sie wieder nach Hause, aber der ausgestandene Schrecken ließ sie lange nicht wieder los. Was hatte sie aber so ins Entsetzen getrieben und über Stock und Stein gejagt?

Eine Hummel, die durch das Spundloch in das leere Fäßchen geraten war und nun ihre Freiheit wieder erlangt hatte, war die Ursache gewesen, daß die Schildbürger glaubten, der Krieg sei zu ihnen gekommen.

Die Schildbürger und die Waldtauben.

Die Schildbürger hatten vor der Stadt eine Menge guten Ackerlandes, an dessen anderen Ende ein großer, dichter Wald begann, darinnen viele Waldtauben ihre Nester gebaut hatten.

Diese schönen Vögel suchten auf den Feldern ihre Nahrung und fanden sie überreichlich. Und da es ihnen so wohl ging und die Schildbürger zudem gemütliche Leute waren, welche ohne Not keinem lebendigen Geschöpfe etwas zuleide tun mochten, geschweige gar den friedlichen Tauben, vermehrten sich diese mit der Zeit über die Maßen. Sie wurden zu einer rechten Plage für die Herren der Äcker. War im Spätherbst oder im Frühjahr der Samen auf das Land gestreut, so flogen alsbald die Waldtauben in Schwärmen herzu und pickten von den Körnern einen großen Teil weg, ohne daß die Schildbürger sie hindern konnten. Und wenn danach die Saat aufging, stand das Korn an manchen Stellen so dünn, daß es kaum die Ernte lohnen mochte.

Gar arg wurde es dann aber erst im Sommer, wenn das Getreide reifte. Da saß das Gevögel weidlich mitten drin und schnabulierte und fraß die vollen Ähren aus, sei es, daß sie noch auf dem Halm standen, sei es, daß sie geschnitten lagen oder in Garben standen, von dem gar nicht zu reden, was herausgefallen war. So machten die Waldtauben den Schildbürgern großen Schaden.

Als die Schildbürger endlich merkten, woher ihnen der Schaden kam, beriefen sie den Rat zusammen; denn sie waren als ordentliche Bürger gewöhnt, alle Sachen, welche

die Allgemeinheit betrafen, vor dem Rat der Stadt öffentlich zu verhandeln und nichts einzeln zu tun.

Es ward beschlossen, ordnungsgemäß zu verfahren und die Körnerdiebe vor Gericht zu laden. Die Anklageschrift ward nun bei hellem Morgenlichte dem Taubenschwarm, der just seinen Schmaus auf des Schultheißen Felde hielt, vorgelesen. Und da der Schwarm beim Schall der lauten Stimme des Gerichtsdieners unter lebhaftem Gegurre aufflog nach dem Waldrande zu, meinten die, welche dabei waren: „Sie haben wohl verstanden und werden es daheim ihrem Volke melden!" Allein die Tauben kümmerten sich um die Anklage wenig, sondern fuhren in ihren Diebereien und Schmausereien fort, bald hier, bald da, bis die Felder leer waren. Und als der Gerichtstag heran kam, fand sich nicht eine einzige als Vertreterin ihres Geschlechts an dem bestimmten Orte ein.

Jetzt ward Auftrag gegeben, die erste beste Taube, wo immer man ihrer habhaft werden könne, zu fangen, und abzustrafen, wie es bei Dieben üblich war. Und etliche unter den Schildbürgern, die als flinke Gesellen bekannt waren, wurden abgesandt, um den Tauben aufzulauern und von ihnen zu fangen, so viel sie könnten. Sie legten sich mit Schlingen und Netzen in einen Hinterhalt, aber wie sie es auch anfingen, es gelang ihnen nicht. Die Tauben wurden allemal ihre Absicht gewahr und schwirrten fort, wenn das Netz oder die Schlinge auf sie zuflog.

Da hielten die Schildbürger wieder Rat, und es wurde hin und her geredet, wie es sich im Rate geziemt. Einer gar, der von Gemüt ingrimmig war, redete vom Schießen mit Pfeilen auf das Taubenvolk. Doch hatte er die Beson-

nenen wider sich, welche meinten, so ein Pfeil könne ja leicht daneben gehen und andere treffen, wenn nicht gar den Schützen selbst, auch wäre das Schießen eine zu häßliche Sache und gemeinschädlich; denn wie solle man die getroffenen Tauben aus dem Felde herausholen, ohne die Saat zu betreten, und wie solle man der Pfeile, die nicht treffen, wieder habhaft werden, ohne ein Gleiches zu tun? Also ward der allzu Kühne überstimmt. Lange sann man noch hin und her, da hob endlich einer an: „Mein Vater erzählte immer von einem Mittel, wie man leichtlich Spatzen fangen könne, so man Lust dazu spüre. Ich meine, was für Spatzen taugt, mag wohl auch für die Tauben gut sein."

„Sagt uns das Mittel, Lieber," riefen alle, und jener fuhr fort: „Ihr müßt ein Büchslein oder eine kleine Tüte voll feingemahlenen Salzes nehmen und Euch von hinten vorsichtig an den Vogel heranschleichen. Und seid Ihr nahe gekommen, so greift rasch in das Büchslein und werft nur ein wenig des Salzes dem Vogel auf die Federn des Schwanzes. Sobald das Salz auf den Schwanz fällt, kann das Tier sich nicht mehr rühren und läßt sich flugs greifen und, so man will, abtun."

Das Mittel fand Beifall, und jene Flinken, dazu alle großen und kleinen Gassenbuben der Stadt wurden nun angehalten, mit dem Salz den Tauben nachzujagen, wo es sich tun ließ. Und da der Winter heran kam, zu welcher Zeit oftmals die Tauben bis in die Gassen der Stadt flogen, um sich dort Brosamen zu suchen, war die Taubenjagd mit Salz vom Tagesgrauen an bis in den sinkenden Abend dem schildbürgerlichen Nachwuchs eine sonderliche Beschäftigung, der sie mit großem Ernst und Eifer oblagen. Aber wiewohl Tau-

benjäger genug auf den Beinen waren und ihr Salz verstreuten, nie ist bekannt geworden, daß sie nur eine Taube gefangen hätten, dieweil es keinem glücken wollte, das Salz auf die Schwanzfedern zu bringen. Vielmehr wurden die Tauben allemal ihre Absicht gewahr und flogen rechtzeitig davon.

Dennoch war ein Erfolg da. Denn die Tauben wurden es offenbar müde, in den Gassen fortwährend gescheucht zu werden, und blieben fort.

„Aha, es wirkt doch!" sagten die Schildbürger befriedigt. „Nun wird das Spitzbubengesindel es sich schon merken!" —

Als es dann aber wieder zur Aussaat kam, begann das böse Spiel mit dem Körnerwegfressen von neuem.

Da verloren die Schildbürger die Geduld.

Dem diebischen Gesindel mußte das Handwerk gelegt werden, so oder so. Und der Rat ließ durch die Stadt ausrufen: Wer einen guten Rat wüßte, die Felder vor den Waldtauben so zu bewahren, daß diese nicht mehr die Körner der Ernte wegfressen könnten, der sollte zehn Gulden zum Lohne erhalten, sowie es sich zeigte, daß der Rat nützlich sei.

Da meldete sich denn Meister Pech, der Schuster. Der hatte bei seiner Schusterei lange gesonnen, bis er auf das Richtige verfallen war. Er ging vor den Rat und sagte seine Gedanken. Was er sagte, war den Herren gar lieblich zu hören. Sie gaben ihm zehn Gulden für seinen guten Rat und außerdem noch zehn Gulden, damit er gegen jedermann schweige, denn die Schildbürger Ratsherren wollten nicht, daß man erführe, ein Schuster sei klüger als sie selbst. Da gelobte der Schuster eidlich, zu schweigen.

Und als das Getreide in Halmen stand, abgeblüht und angesetzt hatte, gingen die Schildbürger eines Morgens bald nach Johanni, bevor das Korn noch gelb geworden, mit Sicheln und Sensen hinaus und huben an, zu mähen, wiewohl die Reife fehlte, damit von dem reifen Korn ihnen nichts gefressen werden könnte. — Ob sie danach viel von der Ernte hatten, davon meldet die Schildbürger-Chronika nichts. Gewiß aber ist, daß die Waldtauben ganz und gar das Nachsehen hatten, und daß der Schuster den gelobten Eid gar treulich hielt, denn die Schildbürger wollten — als der Hunger kam — den hängen, der den Rat zuerst gegeben habe.

Wie der Schweinehirt Schultheiß wird.

Wohl weiß jedermann, daß vor Zeiten die Weisheit der Schildbürger weit und breit durch alle Lande gerühmt war, so daß jedermann etwas davon zu sagen wußte. Doch war dies schon gar lange her. Aber das Gerücht von ihrer Torheit verbreitete sich in kurzer Zeit noch viel weiter, so daß bald niemand auf der ganzen Welt war, der nicht alles gewußt hätte, was sich bei ihnen zugetragen hatte.

So geschah es, daß dem Kaiser des großen Reiches Utopia, als er wegen Reichsgeschäften in diejenige Gegend seines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag, vieles von den abenteuerlichen Schildbürgern erzählt wurde. Darüber wunderte sich der Kaiser um so mehr, da er sich früher auch in wichtigen Sachen ihrer Weisheit bedient und sich Rates bei ihnen geholt hatte. Weil er nun doch in jener

Gegend verweilen mußte, bis sich die Stände des Reiches, die dorthin beschieden waren, versammelt hatten, so verlangte ihn, einen persönlichen Besuch in Schilda zu machen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es sich mit der Torheit seiner dortigen Untertanen verhielte. Er fertigte daher einen Gesandten ab, um ihnen seine Ankunft zu verkündigen, damit sie ihre Zurüstungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er sie bei allen ihren althergebrachten Privilegien und Freiheiten schirmen, auch mit weiteren begnaden wolle, unter der Bedingung, daß sie ihm auf die erste Rede, die er an sie richten werde, so antworten könnten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich reime, und sie „halb geritten, halb gegangen" ihm entgegen kämen.

Die armen Schildbürger erschraken über diese Botschaft wie eine Katze, wenn sie sich unversehens vor dem Kürschner, oder eine Ziege, wenn sie sich vor einem Schneider findet. Obwohl sie nur Bauersleute waren, welche, wie man meint, das Recht haben, einfältig zu sein, so fürchteten sie doch, der Kaiser — der mit seinen Augen, obschon sie nicht größer sind als anderer Leute Augen, doch viel weiter sehe und mit seinen Händen länger reiche — möchte merken, daß ihre Narrheit nur eine angelegte sei, und sie selbst möchten nicht nur seine allerhöchste Ungnade erfahren müssen, sondern vielleicht gar gezwungen werden, wieder witzig und verständig zu sein. Denn es ist freilich nicht ein Geringes, sich selbst zum Narren zu machen und seinen Verstand mutwillig dem allgemeinen Nutzen zu entziehen. Man sollte wenigstens warten, bis man entweder von selbst ein Narr oder durch andere zu einem Narren gezimmert wird. Dann kann man sich mit gutem Gewissen einen Narren schelten lassen von jeder-

mann, und wäre dieser auch gleich ein zehnmal größerer Narr. Die Schildbürger nun suchten in solchem Schrecken bei ihrer alten, hinterlegten Weisheit Rat und Hilfe. Sie ordneten alles, was in Stall und Küche notwendig war, aufs fleißigste, um den Kaiser so stattlich als möglich in ihrem Dorfe zu empfangen. Unglücklicherweise aber hatten sie damals gerade keinen Schultheißen, denn der im Anfang ihrer Torheit gewählte war, aus Kummer über seine aufgegebene Kunst und Weisheit, zu einem rechten, völligen Narren und daher zu seinem Amte unbrauchbar geworden. Nachdem sie sich nun lange über eine neue Wahl beraten, kamen sie endlich darin überein, weil sie ja dem Kaiser auf seine ersten Worte in Reimen antworten müßten, so sei es wohl am besten, daß derjenige Schultheiß werde, der auf den folgenden Tag den besten Reim hervorbringen könnte. Darüber wollten sie die Nacht schlafen. Nun zerbrachen sich die weisen Herren die ganze Nacht den Kopf, denn da war keiner von allen, der nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Aber am unruhigsten schlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgestanden, das heißt, der die Schweine gehütet hatte. Er warf sich so wild hin und her, daß seine Frau endlich erwachte und ihn fragte, was ihm fehle. Der Schweinehirt aber wollte nicht aus dem Rate schwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn sein Weib bewegen, ihr zu sagen, was sich Wichtiges begeben habe. Als er ihr aber endlich anvertraut, womit die Schildbürger umgingen, da wäre des Schweinehirten Frau ebenso gern Schultheißin gewesen als der Schweinehirt Schultheiß. „Kümmere dich über diesen Handel nicht, lieber Mann," sagte sie. „Was willst du mir geben, wenn ich dich einen

Reim lehre, daß du Schultheiß werdeſt?" — „Wenn du das kannſt," ſprach der Schweinehirt vergnügt, „ſo will ich dir einen ſchönen neuen Pelz kaufen." Damit war die Frau ſehr zufrieden, beſann ſich eine kleine Weile und fing an, ihm folgenden Reim vorzuſprechen:

Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, die heißt Kathrein,
Iſt ſchöner als mein ſchönſtes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Dieſen Reim ſprach die Schildbürgerin, die ſich nicht wenig auf ihre Dichtkunſt zugute tat, ihrem Hauswirt neunundneunzigmal vor und er ebenſo oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verſchluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht gerastet, vielmehr hatten alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war ihrer keiner, der nicht die ganze Nacht über Schultheiß geweſen wäre.

Als nun der angeſetzte Tag erſchien, an welchem ein weiſer Rat zuſammentrat, um zur Wahl eines Schultheißen zu ſchreiten, da hätte man Wunder hören können, welch zierliche, wohlgeſchloſſene Reime von ihnen vorgebracht wurden. Freilich war es ſchade, daß die edlen Ratsherren ſamt und ſonders, in langer Ausübung ihrer verſtellten Narrheit, zu einem ſo ſchwachen Gedächtniſſe gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Herſagen ausging, ſo daß zum Beiſpiel der fünfte (denn der erſten vier vortreffliche Reime ſind verlorengegangen) ſeinen Reim alſo vorbrachte:

Ich heiße Meiſter Hildebrand
Und lehne mein'n Spieß an die — Mau'r.

worüber denn jedesmal die andern alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn selber kam. Der Schweinehirt stand weit hinten, und wegen seines niedrigen Standes kam die Reihe unter den letzten an ihn. Er war in tausend Ängsten, denn er fürchtete immer, es möchte ein anderer seinen Reim vorbringen und dadurch Schultheiß werden. Und so oft ein anderer nur ein einziges Wörtchen sagte, das auch in seinem Reime vorkam, so erschrak er, daß ihm das Herz hätte mögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch an ihn kam, stand er auf und sprach mit kühner Stimme:

Ihr lieben Herrn, ich tret' — hierher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner als mein' schönstes — Ferk'l,
Und trinkt gern guten, kühlen — Most!

„Das ist einmal ein Reim!" riefen die Ratsherren von Schilda einmütig und verwundert; „das lautet wie etwas! Das möcht's heben und ausrichten!" Und bei der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schweinehirten, denn sie waren fest überzeugt, er würde dem Kaiser wohl reimweise antworten können und ihm würdige Gesellschaft leisten. So war der Schweinehirt von Schilda über Nacht Schultheiß geworden.

Der neue Schultheiß in der Stadt.

Diese Ehre und Würde tat dem Hüter der Schweine so wohl, daß er alsbald beschloß, seinen Hirtenschweiß und Staub abzuwaschen und in die Nachbarschaft ins Bad zu gehen, denn zu Schilda war kein Bad. Unterwegs begegnete ihm ein anderer, der vor Jahren mit ihm Schweine ge-

hütet, und begrüßte ihn als alten Mithirten und Gesellen mit einem freundlichen Du. Jener aber verbat sich dieses feierlich und fügte hinzu: „Wisse, daß wir nicht mehr sind, der wir zuvor waren; wir sind jetzt: Unser Herr, der Schultheiß zu Schilda!" Da wünschte ihm der andere Glück zu seinem neuen Amte bei dem närrischen Volk der Schildbürger und ließ ihn ziehen.

Also zog unser Herr, der Schultheiß, fort und kam in das Bad. Hier stellte er sich arg weise, saß in schweren, tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit seine Finger ab, so daß alle, die ihn zuvor kannten, sich über diese Veränderung verwunderten und ihn für melancholisch hielten. Indessen fragte er einen, der neben ihm saß, ob dies die Bank sei, auf welcher die Herren zu sitzen pflegen? „Ja!" ward ihm geantwortet. Ei, wie fein habe ich es getroffen, dachte da der Schultheiß, „ist es doch, als habe mir's die Bank angerochen, daß ich Schultheiß zu Schilda bin!" Wie er nun lange so sitzt und vor lauter Nachdenken tüchtig schwitzt, kommt der Bader, sieht, daß sein Kopf naß ist, und meint, er habe schon gebadet. „Guter Freund," sprach er, „Ihr habt den Kopf gewaschen, aber Ihr habt Euch noch nicht reiben und kratzen lassen! Ist dies nicht geschehen, so will ich Lauge herbeiholen und Euch abreiben!" Der Schultheiß, der in tiefen Gedanken geschwitzt hatte, antwortete: „Lieber Bader! Ich weiß wahrlich eigentlich nicht, ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unsereiner hat gar viel zu sinnen und zu denken, sonderlich ich, der ich trachten soll, wie ich dem Kaiser reimweise antworte. Denn versteht mich recht: ich bin der Schultheiß von Schilda!" Über diese Rede des Schweinehirten, die doch sein bitterer Ernst war, fingen alle,

die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei seinen Ehren bleiben und noch eins darauf schwitzen.

Als er wieder nach Hause kam, vergaß unsere gnädige Frau, die Schultheißin, nicht, den verheißenen Pelz, den sie wohl verdient hatte, recht oft zu fordern, und als der Schultheiß wieder einmal, wichtiger Geschäfte halber, in die Nachbarschaft gehen wollte, unterließ sie nicht, ihn an den Pelz zu mahnen. Ehe noch der Schultheiß die Stadt betrat, fragte er schon den Torwart nach dem Hause des Kürschners; als dieser es ihm wies, fragte er weiter, ob es auch der sei, bei welchem die Schultheißenfrauen ihre Pelze kaufen. Da merkte der Torwart erst, daß der Mann verrückt sein müsse, deswegen wies er ihn nun zu einem Kübler, einem lustigen Gesellen, bei diesem sollte er nach Schultheißpelzen fragen. Der gute Schultheiß geht in aller Ehrbarkeit, wohin er gewiesen war, sagt dem Kübler, er sei der Schultheiß von Schilda und wolle Schultheißenpelze kaufen. Der Kübler merkt bald, woran er ist, und erwidert: Es sei ihm sehr leid, seine Wohledeln nicht fördern zu können, wie er wollte; aber gestern sei Markttag gewesen, da habe er alle vorrätigen Pelze abgegeben. Damit ihm aber geholfen würde, so weiset er ihn in eine andere Vorstadt, zu einem Wagner; dort werde er Pelze finden nach seinem Begehren. Nun brachte er sein Anliegen bei dem Wagner vor. Dieser aber, der auch ein Spottvogel war, weist ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einer Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Orgelmacher, der zu einem Studenten, der zu einem Buchbinder, der zu einem Druckergesellen, der zu einem Buchhändler; der Buchhändler

endlich zu einem Lebküchner: dort finde er sie, wie er's nur haben wollte, zum Fressen schön.

Als nun der Schultheiß auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchner: Er habe diesmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, so werde er ihm einen feinen Pelz von Lebkuchen anmessen, anschneiden und backen; den könnte er, wenn er seinem Weibe nicht gefiele, selber essen, alle Morgen einen Mund voll. Der Herr Schultheiß bedankte sich aufs höchste, erklärte aber, daß er nun so lange nach einem Pelz herumgelaufen sei und keine Zeit mehr habe, zu warten; er müsse heim, seinem Amte wieder obzuliegen, denn er sei Schultheiß zu Schilda. Der Lebküchner, der etwas gutmütiger war als die andern, dachte, der Herr Schultheiß sei genug zum Narren gehalten, und wies ihn deswegen recht, zu einem Kürschner, wo er nun Pelze aller Gattung fand, wie er nur begehrte. Und hier kaufte er endlich einen prächtigen Pelz, dessen sich eine Schultheißin auch in der Stadt nicht hätte schämen dürfen. Als er heimkam, empfing die Frau den Pelz mit Freuden, bekleidete sich mit ihm auf der Stelle, drehte sich nach allen Seiten und ließ sich sagen, wie er ihr stehe. Der Schultheiß aber verlangte, jetzt sollte sie für seinen Dienst ihm auch Küchlein backen; er wollte eine Wurst, die er aus der Stadt mitgebracht habe, dazu geben und eine Maß Wein dazu bezahlen. Da begann seine Frau, wie vorzeiten, grobe, dicke Schnitten zu backen; er aber stieß die ersten, die aus der Pfanne kamen, voll Unmuts zurück. „Wofür hast du mich angesehen," sagte er, „meinst du nicht gar, ich sei ein Schweinehirt? Weißt du nicht, daß ich der Herr Schultheiß allhier zu Schilda bin?" Da mußte die Frau ihm Sträub-

lein backen, die zehrten sie miteinander auf und tranken einen guten Schluck Weins dazu.

Die folgende ganze lange Nacht lag die neue Frau Schultheißin in tiefsinnigen Gedanken, auf welche Weise sie doch den neuen Pelz anlegen und in demselben ihrem Mann und seinem Amte zu Ehren vor den Schildbürgern prangen möchte. Deswegen stand sie früh auf, und weil es eben Sonntag war, fing sie mit allem Eifer an, sich zu putzen, um sich von allen Nachbarn beschauen zu lassen. In diese Gedanken war sie so versunken, daß sie sogar das Läuten in die Predigt überhörte. Ihr Herr, der Schultheiß, stand vor ihr und mußte ihr den Spiegel halten, und wohl hundertmal fragte sie ihn, ob sie auch von vorn und von der Seite recht wie eine Frau Schultheißin aussehe; und als er dies bejaht, ging sie endlich aus dem Hause der Kirche zu. War sie nun aber zu lang vor dem Spiegel gestanden, oder hatte der Mesner zu frühe geläutet: — siehe, als sie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hineinrauschte, war eben die Predigt aus, so daß jedermann aufstand. Die gute Frau aber legte dieses ganz anders aus: sie beredete sich selbst, weil ihr Mann Schultheiß und sie Frau Schultheißin sei, zudem weil sie einen nagelneuen Pelz anhabe, so stehen die Nachbarn ihr und ihrem Kleide zu Ehren auf. Sie sprach deswegen so sittig und tugendlich, als sie es in der kurzen Zeit gelernt haben konnte, indem sie sich gar gnädig nach beiden Seiten mit Verneigung kehrte: „Liebe Nachbarn, ich bitte euch, wollet doch ruhig sitzen bleiben; denn ich denke wohl noch an den Tag, wo ich ebenso arm und zerlumpt zur Kirche hineingegangen bin wie ihr; darum setzet euch doch wieder!" Bald darauf kam auch der Herr Schultheiß, welcher bis zu

diesem Augenblick an seinem Barett gestriegelt hatte, in die Kirche hereingegangen; als er aber die andern Schildbürger alle die Kirche verlassen und nur seine Frau, die Schultheißin, noch in Erwartung der Predigt, in ihrem Stuhle sitzen sah, nahm er sie an dem Arm und führte sie heim.

Die Schildbürger ziehen dem Kaiser entgegen.

Endlich war der Kaiser auf dem Wege nach Schilda. Das wußten die Schildbürger und berieten sich aufs eifrigste, wie sie ihn würdig empfangen sollten. Am Ende beschlossen sie, dem Kaiser zuvorzukommen und das erste Wort an ihn zu richten. Deswegen sollte der Schultheiß ihn zuerst anreden und mit den Worten: „Seid uns willkommen!" empfangen. Dann mußte der Kaiser notwendig antworten: „Und du auch!" Und darauf hatte der Schultheiß schon einen Reim bereit: „Der witzigste unter uns ist ein Gauch!" Mit dieser Erfindung hielten sie ihre Freiheiten und Privilegien für gesichert. Über die Frage aber, wie man dem Kaiser entgegenziehen solle, waren die Meinungen geteilt: Einige wollten zwei Haufen haben, der eine sollte reiten, der andere zu Fuß gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Glied. Andere vermeinten, es sollte ein jeder den einen Fuß im Stegreif haben und reiten und mit dem andern auf dem Boden gehen; das wäre ja auch halb gegangen und halb geritten. Wieder andere meinten, man sollte dem Kaiser auf hölzernen Pferden entgegengehen, denn man pflege auch im Sprichwort zu sagen: Steckenreiten sei halb

gegangen; zudem seien solche Pferde fertiger, hurtiger, geduldiger und bald gezäumt und gestriegelt. Dieser letzten Meinung fielen alle bei, und es wurde beschlossen, daß jeder sich mit seinem Rosse bereit halten sollte. Dies geschah von seiten aller mit großer Bereitwilligkeit; denn da war keiner so arm, der sich nicht beim Tischler um ein weißes, schwarzes, graues, braunes, rotes, auch gesprenkeltes Pferd umge-

sehen hätte; dieselben tummelten sie und richteten sie meisterlich ab.

Als nun der festgesetzte Tag herbeigekommen und der Kaiser mit seinem Gefolge heranrückte, sprengten die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Schultheiß den Kaiser gewahr wurde, sprang er im Eifer von seinem Gaul auf einen Misthaufen und band sein hölzernes Roß vorsichtig an einen daneben stehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwischen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelte zwischen den Zähnen: „Nun seid uns willkommen auf unserm Grund und

Boden, bester Junker Kaiser!" Der Kaiser erkannte zwar auf den ersten Blick und auf das erste Wort, wie es mit den Schildbürgern beschaffen sei, und hatte Mühe, den Gruß zu verstehen, doch merkte er, was der Schultheiß sagen wollte, und erwiderte: „Hab Dank, mein lieber Schultheiß! und du auch!" Aber der Schultheiß hatte seinen Hut, den er halb losgelassen, wieder fest mit den Zähnen gefaßt und konnte nicht antworten. Schnell besann sich sein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in seinem Kopf herum, konnte aber über das Endwort nicht bei sich einig werden, ob es hieße Narr oder Gauch oder etwas anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Schultheiß ist ein Narr!"

Auf diese Weise wurde der Kaiser empfangen, und als er noch zu guter Letzt den Schultheiß lächelnd befragte: „Warum stehst du denn auf dem Mist?" erwiderte dieser mit einem Funken seiner alten Weisheit: „Ach, Herr, ich armer Tropf bin nicht wert, daß mich der Erdboden vor Euch trage!" Hierauf geleiteten sie den Kaiser in die Wohnung, die für ihn zugerichtet war, aufs Rathaus. Und weil der Tag noch lang war, so baten sie ihn um die Erlaubnis, ihn auf ihren Salzacker führen zu dürfen, und zeigten ihm, wo ihr vortreffliches Gewächs gestanden hatte; auch brachten sie die untertänigste Bitte vor, wenn ihnen diese Kunst später einmal geraten sollte, sie mit gnädigem Privilegium dafür auszustatten. Welches ihnen der Kaiser mit lachendem Munde gewährte.

Die Schildbürger bewirten den Kaiser.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Kaiser zu Gaste, und dieser, dem ihre Schwänke und Possen wohl gefielen, erzeigte sich, um der Kurzweil willen, die ihn erwartete, willig dazu. Nachdem sie ihn daher in dem Dorfe herumgeführt und ihm ihre Misthaufen gezeigt hatten, geleiteten sie ihn in ihr merkwürdiges Rathaus und hießen ihn an dem frischgedeckten Tische Platz nehmen. Das vornehmste Gericht, das aufgetischt wurde, war eine frische, kalte, saure Buttermilch; auf diese Seltenheit taten sich die Schildbürger am meisten zugute. Der Schultheiß setzte sich mit dem Kaiser zu Tische; die übrigen Bürger standen aus Ehrfurcht vor beiden um sie herum und langten von oben herab in die Schüssel. Sie hatten aber weislich zweierlei Brot in die Milch gebrockt. Vor des Kaisers Platz schwammen weiße Semmelwecken in der Sahne, vor den Bauern lagen die schwarzen Brocken in der Grundsuppe. Während sie nun aßen, der Kaiser das weiße, die Schildbürger das Haberbrot, erwischt von ungefähr ein grober Bauer einen Brocken von dem weißen Brote. Kaum hatte der Schultheiß diesen groben Verstoß gegen den Kaiser wahrgenommen, als er den Bengel auf die Hände schlug und ihn zornig anfuhr: „Flegel! willst du des Kaisers Brot essen?" Der Schildbürger erschrak, zog den Löffel schleunig zurück und legte den gekosteten Bissen fein bescheidentlich wieder in die Schüssel. Der Kaiser, der dieses wahrgenommen, hatte des Mahles genug und schenkte den Schildbürgern die saure Milch mitsamt dem weißen Brot.

Des Kaisers Freibrief.

Im übrigen blieb der Kaiser länger bei den Schildbürgern, als er sonst willens gewesen war, denn ihre Narrheit gefiel ihm über die Maßen. Als aber die Reichsgeschäfte ihn nötigten, heimzukehren, erbot er sich zur Abhilfe aller Beschwerden, die sie etwa vorzubringen hätten, und wollte sich ihnen als einen recht gnädigen Herrn erweisen. Da war ihre einzige Bitte, daß es ihnen vergönnt sein möge, ihrer schädlichen Weisheit fernerhin überhoben bleiben zu dürfen, dagegen in ihrer heilsamen Narrheit durch ein kaiserliches Privilegium für ewige Zeiten gesichert zu werden, so daß niemand sie hinfort darin hindern oder darüber anfechten dürfte. Diese Bitte gewährte ihnen der Kaiser willig und unter vielem Lachen, und es wurde ihnen ein förmlicher Freibrief für ihre Narrheit mit des Kaisers Unterschrift und Siegel ausgestellt und eingehändigt. Und so zog der Kaiser von dannen, nachdem er den Schildbürgern eine gute Mahlzeit, sich zu letzen, hinterlassen hatte.

Diesen war es jetzt erst, nachdem der Kaiser fort war und sie im sichern Besitz ihrer Narrheit belassen hatte, wirklich wohl in ihrer Haut. Sie sprengten mit ihren Steckenpferden in das nächste Dorf, wo ihnen das kaiserliche Mahl angerichtet war. Als sie satt und trunken waren, kam sie das Verlangen an, auf eine grüne, schöne Aue hinauszuspazieren wie andere Junker, hier sich zu erlustigen und der Verdauung zu pflegen; doch vergaßen sie einige gute Flaschen Weines nicht und fuhren fort, im grünen Grase gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen.

Nun hatten sie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an, und im Zechen die Beine durcheinander geschränkt. Als es nun Zeit war, heimzugehen, siehe, da war eine große Not, keiner konnte mehr seine Füße oder Beine erkennen, weil sie alle gleichgefärbt waren; saßen da, guckte einer den andern an, und jeder fürchtete, ein anderer möchte ihm seine Füße nehmen, oder er einem andern seine Beine; sie waren deswegen in großer Angst. Während sie einander so angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber; den riefen sie und klagten ihm ihren Jammer, mit der flehentlichen Bitte, wenn er ein Mittel wüßte, einem jeden wieder zu seinen eigenen Beinen zu verhelfen, möchte er es um des Himmels willen anwenden, sie wollten sich gewiß mit guter Bezahlung dankbar erweisen. Der Fremde sprach, das könne wohl sein, stieg ab, und nachdem er sich vom nächsten Baum einen guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern und fing an, die nächsten besten auf die Beine zu schlagen; und welchen es traf, der sprang schnell auf, und mit den Streichen hatte ein jeder auch seine Füße wieder, denn der Geselle hatte sie ihm gefunden. Zuletzt blieb einer ganz allein sitzen, der sprach: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? Wollt Ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? Oder sind vielleicht diese Beine mein?" Der Fremde sprach: „Das wollen wir gleich sehen!" und zog ihm einen Streich darüber, daß es flammte. So sprang auch dieser Letzte auf, und alle waren froh, daß sie ihre Beine wieder hatten. Sie schenkten dem Reiter ein gutes Trinkgeld und nahmen sich vor, ein andermal vorsichtiger mit ihren Füßen zu sein.

Der Tauschhandel. Die Kuh auf der Mauer.

Mit farbigem Bild.

Wenn auch die Schildbürger ihren Freibrief ziemlich spät erhalten hatten, so besaßen einige doch Klugheit genug, um sich darüber zu freuen. Indessen, die meisten trieben ihre Narrheit schon längst aus rechter angeborener Torheit. Solche konnten eben nichts mehr tun, was nicht närrisch gewesen wäre. Alles, was sie dachten, geschweige erst, was sie anfingen, war lauter Torheit und Narretei.

So waren zwei unter ihnen, die hatten einmal gehört, daß die Leute zuzeiten durch Tauschhandel viel gewonnen hätten, und dies bewog sie, auch gegeneinander ihr Heil zu versuchen. Sie wurden deswegen einig, ihre Häuser miteinander zu tauschen. Und dieses geschah beim Wein, als sie das Kaisers Spende verzechten. Denn solche Sachen pflegen gerne zu geschehen, wenn der Wein eingeschlichen und der Witz ausgewichen ist.

Als nun jeder dem andern sein Haus einräumen sollte, ließ der eine, der zu oberst im Dorfe wohnte, sein Haus abbrechen und führte dasselbe stückweise in das Dorf hinab; der andere aber, der bisher zu unterst im Dorfe gewohnt hatte, tat dasselbe und führte das seinige dagegen hinauf. Auf diese Weise hatten sie redlich gegeneinander getauscht.

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu besehen, die noch von einem alten Bau übriggeblieben war, ob sie nicht die Steine mit Vorteil verwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes, langes Gras gewachsen, das dauerte die Bauern, wenn es

verloren sein sollte, deswegen hielten sie Rat, wie man es etwa benutzen könnte. Die einen waren der Meinung, man sollte es abmähen; aber niemand wollte sich dem unterziehen und sich auf die hohe Mauer wagen; andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so dürfte es das beste sein, wenn man es mit einem Pfeile abschösse. Endlich trat der Schultheiß hervor und riet, man sollte das Vieh auf der Mauer weiden lassen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; so brauche man es weder abzumähen noch abzuschießen. Diesem Rate neigte sich die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung wurde beschlossen, das des Schultheißen Kuh die erste sein sollte, die den guten Rat zu genießen hätte. Darein willigte der Schultheiß mit Freuden. So schlangen sie denn der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen dasselbe über die Mauer und fingen auf der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, ward, wie vorauszusehen, die Kuh erwürgt und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dies gewahr wurde, rief er ganz erfreut: «Ziehet, zieht nur noch ein wenig!" und der Schultheiß selbst schrie: «Ziehet, sie hat das Gras schon gerochen! Seht, wie sie die Zunge danach ausstreckt! Sie ist nur zu tölpisch und ungeschickt, daß sie sich nicht selbst hinaufhelfen kann! Es sollte sie einer hinaufstoßen." Aber es war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen und ließen sie daher wieder herab. Und jetzo wurden sie erst inne, daß die Kuh schon lange tot war.

Das Pferde-Ei.

Ein Schildbürger hatte von seinem Vetter aus der Nachbarstadt einen großen Kürbis geschenkt erhalten. Noch nie hatte er eine so merkwürdige Frucht gesehen, obwohl er Landwirt war, und erstaunt fragte er, was dies sei. Der Vetter, der ein Schalk war, und gern seinen Scherz mit dem sonderlichen Schildbürger trieb, sagte: „Das ist ein Pferde-Ei." „So, so," antwortete dieser, „ich habe noch niemals ein solches Ei besessen, ich kenne zwar Hühner-, Enten-, Gänse-Eier, aber von einem Pferde-Ei habe ich nie gehört." „Das glaube ich gern," sagte der Vetter, „ich will dir erzählen, wie du dich mit diesem verhalten mußt. Du weißt wohl, daß die Hennen die Eier bebrüten und nach einiger Zeit junge Küchlein den Eiern entschlüpfen. Ähnlich ist es mit diesem Pferde-Ei. Dieses kannst du selbst ausbrüten, indem du Tag und Nacht darauf sitzest und das Ei recht warm hältst." „Das will ich wohl tun, denn ich brauche ein Pferd sehr notwendig, aber es ist mir unmöglich, eins zu kaufen, es ist mir zu teuer." „So tue, wie ich dir gesagt habe, und der Erfolg wird nicht ausbleiben," sagte der Vetter. Der Schildbürger versprach es und setzte sich von Stund an auf den Kürbis. Aber dieser wurde schließlich weich und fing an, schlecht zu riechen. Von dem jungen Pferd jedoch war nichts zu merken. Der Schildbürger ließ sich seine Mühe nicht verdrießen, sondern befolgte gehorsam den Rat des guten Freundes weiter. Da es ihm aber nun doch zu lange dauerte und er nicht Zeit hatte, tagsüber im Hause bei dem Kürbis zu bleiben, nahm er ihn mit, wenn er aufs Feld fuhr, legte ihn auf den Wagen und setzte sich darauf.

Eines Tages aber verlor er doch schließlich die Geduld; und als er an einem Gebüsch vorüber fuhr, schleuderte er den Kürbis mit einem kräftigen Scheltwort hinein. Kaum aber hatte er das getan, da sprang ein Pferd hoch und sprengte über das Feld davon. Es war gerade von einer vorüberreitenden Kolonne mit krankem Fuße zurückgelassen worden und hatte sich wieder etwas erholt. Der Bauer aber meinte, es wäre aus dem Kürbis herausgekommen und bereute nun mit heißen Tränen seine voreilige Tat. „Hätte ich," so sagte er zu sich, „nur noch eine kurze Spanne Zeit ausgehalten, so wäre ich auf billige Weise zu einem Pferd gekommen." Und betrübt und in Gedanken versunken fuhr er mit seiner Kuh weiter.

Obstbau in Schilda.

Die Schildbürger waren fleißige und geschickte Leute im Handwerk, aber von der Kunst des Gärtners verstanden sie wenig. Sie ließen alles wachsen, wie es eben kam. Trotzdem aber ernteten sie Äpfel und Birnen und Pflaumen, Erdbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren, aber die Ernte nahm von Jahr zu Jahr ab. Die fruchtbare Kraft des Erdreiches war in den vielen Jahren, seitdem es nicht umgegraben worden war, erschöpft, und Bäume und Sträucher trugen nur noch sehr mäßig. Die Schildbürger schüttelten den Kopf und wußten nicht, wie sie sich helfen sollten, um die Ernte ertragreicher zu machen.

Da war einer unter ihnen, der in früheren Jahren eine Reise gemacht hatte. Er erinnerte sich, daß man dort, wo

er gewesen war, ein Mittel kannte, um das Wachstum zu fördern und eine große Ernte zu erzielen. Lange Zeit sann er nach, ohne das Mittel zu finden. Schließlich kam ihm die Erinnerung, daß man dort die Bäume mit Wasser getränkt und die Wurzeln begossen habe. Dies erzählte er seinen Mitbürgern und riet ihnen, dasselbe zu tun. Das wollten sie gern, und ein jeder ging in seinen Garten, um die Bäume und Sträucher zu tränken und die Wurzeln zu begießen. Aber wie wollte man zu den Wurzeln kommen? Es war nur eine Möglichkeit. Man mußte sie ausgraben. Anders konnte man ja nicht dazu gelangen. Also nahm jeder Schildbürger Hacke und Schaufel und grub tief nach den Wurzeln, bis der Baum völlig frei stand; dann nahm er einen Krug, füllte ihn mit Wasser, und besprengte die Wurzeln; die Bäume aber gruben sie nicht wieder ein, sondern ließen sie ausgegraben stehen, damit sie jeden Tag recht bequem zu den Wurzeln gelangen könnten.

Ob die Ernte nun im nächsten Jahre besser gewesen ist, als im vorhergehenden, darüber ist niemals etwas bekannt geworden, und es wissen dies nur die Schildbürger ganz allein.

Die Schneider von Schilda.

Um die Zeit, da man in Schilda die Bäume ausgrub, um sie besser gießen zu können, lebte in Schilda ein Meister Pech, der seines Zeichens Schuhmacher war. Das war ein sehr kluger, pfiffiger Mann, der für alles Rat wußte, wie weiland sein Urahne bei den Waldtauben. Darum galt

sein Wort etwas in der Gemeinde, und jeder hörte gern seine Ansichten. Er hat gar vielen genützt, und darum sollen hier ein paar Stücklein von ihm folgen.

Der Schuster Pech saß an einem Samstag nach Feierabend auf der Bank vor seiner Tür, als er den Schneider Fadendünn sehr eilig die Gasse herunterlaufen sah, einen neuen, eben fertig gestellten Rock über dem Arme.

„He, wohin so eilig, Gevatter?" rief er ihm zu. „Solltet Euch billig doch auch einmal Ruhe gönnen!"

„Schon recht, schon recht," sagte der Schneider und hielt schnaufend im Laufen inne. „Wer aber kann das so wie Ihr? Muß eilends diesen Rock zum Stadtschreiber tragen, der braucht ihn, und hab' noch die Nacht durch zu näh'n für den Metzger Kuhfuß, dieweil der morgen zur Kindtaufe geht. Ach, es ist wohl gut, so das Gewerb' Einen nähret, aber es muß die Arbeit doch nicht just mit Haufen kommen, daß man nicht aus noch ein weiß. Dem Lehrbuben mag man doch auch nicht alles anvertrauen, und einen Gesellen zu setzen, dazu ist mein Häuslein gar zu enge."

„Ei, ei, habt Ihr so viel Bestellungen, Meister?" fragte der Schuster. „So sagt doch einmal Nein, so Ihr's nicht schaffen könnt, und laßt die Leute warten!" „Leicht gesagt, leicht gesagt, Gevatter! Aber wenn sie doch himmelhoch bitten und beteuern, daß nur ich, nur der Meister Fadendünn für sie arbeiten solle! Zehnmal mag ich sagen: Geht doch zu Schneider Böcklin — aber von dem wollen sie nichts wissen! Ich, gerade ich muß es sein! Ist wohl eine Ehr' für mich, aber zwei Hände hab' ich eben auch nur, und was zu viel ist, ist zu viel!"

Und damit wollte er weiter hetzen. Aber der Schuster

hielt ihn auf: „Nur noch ein Wort, Gevatter! Wißt Ihr, weshalb sie gerade von Euch und niemand anderem die Arbeit haben wollen? Weil Ihr um ein paar Groschen billiger seid als der Böcklin und irgendein Schneider in der Nähe! Wollt Ihr's Euch leichter machen, so vermögt Ihr das bald. Fordert nur getrost das Doppelte von dem, was Ihr bisher nahmt, Ihr sollt sehen, das Mittel wirkt!"

„Dank für den Rat, Gevatter," rief der Schneider und rannte weiter. Im Herzen aber fand er den Rat gut, und gedachte sogleich, danach zu handeln. Zwar war der Preis auf zwei Taler festgesetzt, aber der Schneider forderte stracks deren vier und blieb dabei, wie auch der Stadtschreiber handelte, bat, schimpfte und fluchte: „So soll mich der Teufel reiten, daß ich noch mal bei Euch habgierigem Pfuscher was nähen lasse!" Damit warf er ihm das Geld hin, und von Stund' an ging er zum Böcklin, wenn er etwas vom Schneider brauchte. — Mit dem Metzger ging es nicht anders, von dem forderte der Meister auch das Doppelte von früher. Da bedachte denn mancher Kunde, das wäre ihm zu viel, zog die Bestellung zurück und ging zum Böcklin, weil der nun doch der billigere schien. Und nicht lange, so zeigte sich, daß Schuster Pechs Rat der richtige war, denn nun konnte Fadendünn sich gemächlich Zeit lassen und brauchte nicht mehr über Feierabend hinaus zu schusten — die Bestellungen machten ihm das Leben nicht mehr allzu sauer.

Wer nun schusten und keuchen mußte, das war der Böcklin, aber dem ward es bald auch zu viel. Und da er vernahm, wie sich Fadendünn die drängenden Kunden vom Halse geschafft, und daß der seine Arbeit so viel höher wertete, da meinte er, er müsse auch teurer werden, und for-

derte von nun ab auch das Doppelte. Da liefen wieder manche Kunden fort und zu Fadendünn, der danach die Preise von Neuem schraubte. Denn die Leute kamen ja doch. So ging das eine Weile hin und her, bald mußte der Fadendünn, bald der Böcklin alle Arbeit bewältigen, die Geschädigten aber waren die Kunden, die immer höhere Preise zahlen sollten.

Zuletzt ward es ihnen zu viel. Sie suchten sich andre Schneider, gingen ins Nachbardorf und ließen lieber beim Dorfschneider für billiges Geld ihre Kleider nähen, als von ihren teuren städtischen Meistern. Und auch der Flickschneider Zickendraht, der als Zugezogener bei den Hintersassen unter der Mauer wohnte und garnicht zur Zunft gehörte, und der bis dahin nur kärglich sich das Leben gefristet und für die Ärmsten hie und da ein Weniges verfertigt, fand Kundschaft und kam in die Höhe.

So hatte des Schusters weiser Rat denn auch noch anderen geholfen, und nicht nur den Schildbürger Schneidern.

Die Schildbürgerin und ihr Kater.

Frau Marthe, des Schusters Pech Eheweib, hatte eine Kuh im Stall, die gab immer reichlich Milch. Und sie konnte daher buttern und käsen, wenn sie Lust hatte. Deshalb standen oft Bütten und Töpfe voll übriger Milch in der Küche umher. Nun hatte Marthe von fern her einen Kater erhalten, niemand wußte, woher, und sie selbst hatte es vergessen. Den hielt sie wie ihren Augapfel, denn Katzen

kannte man nicht in Schilda, und es ist auch keine wieder in Schilda gewesen als dieser Kater und der, an dem die Stadt später zugrunde ging. Der Kater war brav und fing fleißig Mäuse; aber mit der Zeit wurde er faul und fett; und daran war die Milch der Meisterin schuld. Die machte sich Peter, der Kater, zunutze und schlich heimlich herzu, so oft die Meisterin nicht in der Küche war, und trank bald die eine, bald die andre Bütte leer. Frau Marthe aber wunderte sich über die Maßen, wo denn die Milch geblieben sei. Sie verdächtigte den Lehrbuben, aber der beteuerte hoch und heilig, er wäre gar nicht in der Küche gewesen, und das konnte er ja auch nicht, weil er in der Werkstatt saß und Stiefel benagelte.

Da schloß die Meisterin immer die Küchentür ab, wenn sie hinaus ging, an den Kater aber dachte sie dabei nicht. Und als sie eines Tages rascher zurückkam, als der Peter vermutet hatte, da sprang er mit einem große Satze davon und nach seinem Winkel am Herde. Und das geschah so rasch, daß er bei der Flucht den Napf, daraus er eben sich erlabt hatte, umriß und die Milch der Frau vor die Füße goß.

«Ah, du bist es, du garstiger Peter?» rief sie. «Was hast du bei meiner Milch zu schaffen? Du sollst doch Mäuse fangen!» Und sie ergriff ihn am Kragen, rüttelte ihn tüchtig und sprach dabei: «Peter, schäme dich, es ziemt sich nicht für dich, deiner Herrin Milch zu trinken. Wirst du noch einmal naschen, so gibt es etwas mit dem Kochlöffel! Ich will dir solche Gelüste wohl vertreiben. Meinst du, die Milch stände für dich da? Oder habe ich die Arbeit mit der Kuh, daß du dich laben sollst?»

„Au, au," sagte Peter und machte den Buckel krumm. — „Es ist gut," meinte die Frau," ich hab' dir's nun gesagt und glaube, daß du dich bessern wirst!" — Das fiel dem Peter natürlich gar nicht ein, denn die Milch schmeckte ihm besser als die häßlichen Mäuse. Die mußte er obendrein noch mühsam fangen, während die Milch ihm vor der Nase stand. Und obgleich Frau Marthe ihn tüchtig mit dem Kochlöffel durchwalkte, als sie ihn wieder einmal beim Naschen ertappte, so hatte das gar keinen Erfolg; er naschte nach wie vor. Daher wurde er nunmehr immer aus der Küche gescheucht, wenn Frau Marthe fortging, und die Türe wurde geschlossen. Allein, da kam er zum offnen Fenster wieder hinein und naschte, wie es ihm gelüstete.

Am nächsten Tag beklagte sie sich bei der Nachbarin über den ewigen Ärger wegen der Milch.

Die Nachbarin zuckte die Achseln: „Ja, was habt Ihr auch Milch herumsteh'n," sagte sie. „Dem Ärger mögt Ihr doch leicht aus dem Wege geh'n. Stünde da keine Milch, so könnte der Kater doch keine naschen!"

Die Nachbarin hatte wohl gemeint, Frau Marthe solle die Milch höher stellen oder anderswohin, wo der Kater nicht hinkam. Frau Marthe aber verstand den Rat anders. „Ihr habt schon recht, Nachbarin," antwortete sie. „Ich werd's anders machen." Von nun an goß sie alle Milch, die sie übrig behielt, in den Spülicht. Da war sie ihren alten Ärger freilich auf einmal los, und Peters Naschhaftigkeit konnte sie nicht länger kränken.

Lange hat's aber mit dem Kater nicht mehr gedauert. Er ist auf den Vogelfang gegangen, und da wurde er wieder schlank und gewandt. Und eines schönen Tages bekam er

Sehnsucht nach seinesgleichen, fand aber in Schilda weder Katz noch Kätzlein. Da ging er auf und davon, ward nicht mehr gesehen und bald vergessen; also daß sich in Schilda kein Mensch mehr erinnern konnte, jemals einen Kater oder Katze gesehen zu haben.

Der pelzerne Lindwurm.

Einmal haben die Schildbürger sogar einen Kampf mit einem Lindwurm auszufechten gehabt.

Es war Sommer und die Zeit der Beerenreife. Und es versteht sich, daß da jeder, der Zeit hatte, in den Wald ging, um die süße Ernte einzuheimsen, vor allem die alten Frauen und die Kinder. Da kamen die sonst immer fleißigen Beerenleser eines Mittags mit leeren Körben und schreckensbleich zur Stadt zurückgelaufen mit der Kunde: «In der großen Kiefernheide am Grafenweg ist ein schrecklicher Lindwurm! Die Mutter Böcklin hat ihn gesehen!»

Da liefen alle Leute auf der Gasse zusammen, und die Mutter Böcklin, des Schneiders Mutter, die jeder als eine rechtliche Frau kannte, welche gewiß keine Lügen vorbrachte, stand in der Mitte und mußte erzählen. Ja, sie hatte ihn gesehen, den Lindwurm, mit eignen Augen. Einen langen, schwarzbraunen Wurm, wohl an die zwei Ellen lang, dick, rund und borstig. Auf einem Strauch hatte er gehangen, gar nicht weit vom Graben neben der Fahrstraße, die zum Schlosse des Grafen führte, dem der Wald gehörte und der den Städtern immer so freundlich erlaubte, darin nach Holz und Beeren zu geh'n. Sie, die Mutter Böcklin,

hatte gerade sich an dem Grabenrand bücken wollen, weil da die schönsten Erdbeeren wuchsen, da hatte das Tier zu ihren Häupten auf dem Zweig sich geschaukelt und nach ihr hingezüngelt, und wäre sie gewiß gebissen und verschlungen worden. Sie hatte auch noch der lahmen Bertha, die des Nachtwächters Tochter war und in ihrer Nähe gelesen, den Wurm gezeigt, und Bertha versicherte, alles sei so, wie Mutter Böcklin berichtet habe.

Das war eine wenig angenehme Kunde. Wenn im Wald ein Lindwurm hauste, wer mochte da sich noch hinauswagen? All die schöne Sommerluft, die man im grünen Walde findet, ward durch das Schrecknis vergällt und geraubt. Was sollte man dabei tun?

Da rieten etliche, man sollte zum Grafen senden, daß der seinen Jäger schicke, dem Lindwurm nachzuspüren und ihn zu töten. Aber Schuster Pech sprach: „Wir dürfen keine Zeit verstreichen lassen, sonst legt der Lindwurm Eier und seine Brut breitet sich aus und wird uns zur Landplage. Einen Boten an den Grafen mögen wir wohl senden. Aber ganz gewiß nicht warten, bis die hohen Herrn die Hände rühren. Ich rate, wir zieh'n alle hinaus und nehmen Waffen mit, Spieße, Sensen oder Prügel, und bekriegen den Lindwurm ohne Verzug. Mutter Böcklin wird uns wohl noch den Ort weisen können, wo er sie bedrohte!"

Alle bewunderten den Mut des Schusters, und es fanden sich einige, die an Beherztheit nicht hinter ihm zurückstehn mochten. Die nahmen zur Wehr, was sie gerade zur Hand hatten, Meister Pech trug einen dicken Prügel, und der Nachtwächter,der ja einen besonderen Haß wider das Untier gefaßt, weil auch seine Tochter dadurch

in Gefahr geraten war, ging mit und trug seinen Spieß, die Spitze gezückt, nach vorne, als wolle er den Wurm schon stechen, ehe er noch bei seinem Neste angelangt war. Die Weiber und Kinder rannten hinterdrein, Mutter Böcklin aber ging anfangs vorn zwischen dem Schuster und dem Nachtwächter.

Als sie an der Stelle angelangt waren, blieben die Weiber und Kinder weislich ein Stück zurück, und auch die meisten der kühnen Männer hielten sich im Hintertreffen und ließen den Nachtwächter und den Schuster als Vortrupp allein das Wagnis unternehmen.

„Das ist der Busch, hier oben hat der Wurm gehangen," flüsterte Mutter Böcklin und zeigte auf einen Haselstrauch, der seine Zweige über den Graben am Straßenrand streckte. Die mutigen Kämpen lugten vorsichtig in das Blättergewirre, aber da war kein Wurm zu sehen. „Er ist fort ins Dickicht," raunten sie und blickten einander an, wer es nun wohl wage, zuerst in das Dickicht zu dringen und der Gefahr ins Auge zu sehen. Auf einmal aber kreischte Mutter Böcklin: „Hier unten im Graben liegt er! Er ist runtergesprungen! Seht, seht, da ist er!" Ja, da lag er unten im Grase; man sah die schwarzbraunen, langen Borsten und den runden Leib. Alle hatten sich herangedrängt, um den Lindwurm zu betrachten, fuhren aber alsbald kreischend zurück. Denn der kühne Nachtwächter stach mit seinem Spieß auf den Wurm ein, daß der Leib sich bäumte, dann aber liegen blieb.

„Getroffen, Bruder, hurra!" rief der Schuster und holte sich bückend, mit seinem Prügel aus, ließ ihn mutig auf den Wurm niedersausen und schlug so drei oder viermal. Ein wenig zuckte der Wurm, aber der Schuster mußte gut zuge-

schlagen haben, denn an eine Gegenwehr konnte das Tier wohl nicht mehr denken, sonst hätte es auf die Angreifer losgeh'n müssen. Und nun kamen die andern auch herzu, schlugen und stachen nach dem Lindwurm, bis er ganz reglos und halb zerdrückt im nassen Grase lag.

Als der Nachtwächter meinte: nun sei der Lindwurm endgültig besiegt und tot, faßte er mit der Spitze seines Spießes das haarige Fell des Ungeheuers und hob dieses vorsichtig aus dem Graben heraus. Da lag der Wurm nun vor aller Augen, starr und steif. Es war offensichtlich, er hatte kein Leben mehr in sich. Mit dem Prügel hob ihn nun der Meister Pech auf, daß seine beiden Enden herunterhingen, und so ward der besiegte Lindwurm im Triumph nach Schilda heimgetragen und im Rathause aufgehängt. Dem Boten an den Grafen, der um die Hilfe des Jägers hatte bitten sollen, ward ein zweiter nachgesandt, der den errungenen Sieg melden sollte und künden, daß der Lindwurm im Rathause der Stadt in Augenschein zu nehmen sei.

Am Abend dieses großen Tages feierten die Schildbürger ihren Sieg beim Bier in der Ratsschenke, und Meister Pech nebst dem Nachtwächter heimsten die meisten Lobsprüche ein.

Am andern Morgen ritt der Leibjäger des Grafen vor das Bürgermeisterhaus und begehrte den Lindwurm zu sehen, der im gräflichen Forst erlegt worden war. Mit wichtiger Miene führte das Stadtoberhaupt den Gast in den Ratsaal und wies ihm das seltsame, langhaarige Ungeheuer.

Der Jäger besah und betastete es und brach dann in ein unbändiges Gelächter aus, über welches die Schildbürger nicht mit Unrecht sehr gekränkt waren. „Den Lindwurm

kenn' ich," sagte er. „Meine Frau Gräfin wird sich freuen. Vorgestern bei der Ausfahrt, als das Wetter gar so rauh war, trug sie den Pelzwurm zum Schutz wider die Kälte um den Hals, aber ein Windstoß entriß ihn und keiner hat ihn finden können. Das ist der Lindwurm, den Ihr so kühnlich besiegt habt. Erlaubt, daß ich den Wurm mit mir nehme und meiner gnädigen Frau Gräfin zurückbringe. Euren Lohn wird sie Euch nicht vorenthalten."

Die Schildbürger verstanden nicht ganz, was der Jäger meinte, nur soviel hörten sie heraus, daß der Graf Anspruch auf den Besitz des Wurmes machte, was ja schließlich sein gutes Recht war. Denn auf seinem Grunde war er erlegt worden. Sie hielten nur Rat, was sie als Belohnung fordern wollten: zehn Goldgulden für den Stadtfäckel, dazu einen Gulden für jeden der beiden Sieger hielten sie für angemessen. Mit diesem Bescheide ritt der Jäger ab, und die Schildbürger haben auch ihren Willen gekriegt, nämlich das Geld, obschon sie den Lindwurm dahingeben mußten. Den aber hätten sie freilich lieber als Angedenken an ihre Tapferkeit für allezeiten im Rathause aufbewahrt.

Das ist die Geschichte von den Schildbürgern und dem pelzernem Lindwurm.

Die Fehde.

Es geschah einmal, daß die Bewohner der Nachbarstadt den Schildbürgern die Fehde ansagten. Dazu glaubten sie sich im Recht, denn die Schildbürger hatten ihnen einen Ziegenbock gepfändet. Aber auch die glaubten, dazu ein Recht zu haben, weil der Bock die Grenzen nicht ge-

achtet und trotz mancher Abmahnung auf Schildaer Gebiet geweidet hatte.

Am Tag vor Johanni war die Fehdeansage durch einen Boten dem Rate der Schildbürger überbracht worden, und binnen dreier Tage sollten die Feindseligkeiten beginnen. Da die Schildbürger von Haus aus gar friedfertige Leute waren, kann man sich die Bestürzung denken, in welche das ganze Städtlein geriet. Zuerst galt es zu prüfen, was an Waffen etwa vorhanden sei. Es fand sich indessen davon mehr, als man zu hoffen gewagt, und es ward ein ganzer Haufen vor das Rathaus zusammengetragen: von des Nachtwächters Hellebarde an bis zu den Sensen und Dreschflegeln. Ja, ein großmächtiges Schwert, ein Beedehänder, fehlte nicht, dazu ein plumper Morgenstern, der in einem Dachkämmerlein des Rathauses gelegen, und die Armbrüste und die Flitzbogen der Knaben. Selbst ein Katapult oder Steinschleuder und ein Rammwidder zum Berennen der Stadtmauern war da, und nur an einem Pulvergeschütz oder faulen Grete fehlte es, dergleichen hatten die friedlichen Schildbürger bislang noch nicht vonnöten gehabt.

Die Waffen wurden verteilt, erst an die Männer, dann an die Alten und zuletzt an die Buben, und so drei Abteilungen gemacht. Die Männer sollten zuerst den Kampf aufnehmen, die Buben die Nachhut, die Alten aber die letzte Zuflucht und gewissermaßen die Beschützer der Stadt bilden, falls feindliche Arglist einen Überfall auf diese wagen sollte. Die Schildbürger aber dachten zuerst anzugreifen und den Feinden zuvorzukommen. Als nun der Nachtwächter, dessen Amt es ja von jeher gewesen, die Stadt zu schützen und zu schirmen, und der darum die meiste Erfahrung haben mußte,

den Oberbefehl erhalten, musterte er seine Kriegerschar und zählte sie. Es fand sich, daß wohl ebenso viele erwachsene Männer zur Stelle waren, als man Bürger und demnach Feinde im Nachbarstädtchen haben mochte. Da meldete sich Schuster Pech zum Worte und sprach: „Wir steh'n also gleich wider gleich. Da fände ich es wohl klüglich, wenn ein jeder von uns sich einen der Widersacher auswählte; den er von Anfang an aufs Korn nehmen könnte. Dann wüßte ein jeder von uns, wer sein eigentlicher Gegner ist, mit dem er anbinden und den Kampf ausfechten soll. Ich selber erbitte mir den Gerber Rotwoß zum Feind, mit dem habe ich noch einen besonderen Span vom letzten Lederhandel her!"

Der Rat fand Beifall, wie ja aller Rat, der von dem klugen Schuster kam, und jedem wurde nun sein Feind zuerteilt. In guter Zuversicht ging man auseinander, nachdem man noch beschlossen, das Johannisfest nach alter Gewohnheit zu feiern, damit die Gegner nicht glauben sollten, die Schildbürger hätten etwa irgend wie Angst vor dem bevorstehenden Streite.

Von Angst konnte nun natürlich keine Rede sein bei Leuten wie die Schildbürger. Die gingen ja, wo es nottat, selbst wider den Teufel vor. Aber daß jedem rechten Christen aller Hader ein Greuel ist, versteht sich von selber. Und nun gar bei einem Hader, bei dem es möglicherweise noch zum Blutvergießen kommen konnte — der Bader war auch schon bestellt, daß er bereit sei! Kann man es da verübeln, wenn Der und Jener versuchte, auf seine Art solchem Greuel beizeiten zu begegnen?

„Daß wir unsre Feinde lieben und uns mit ihnen vertragen sollen, lehrt schon der Pfarrer," dachte Schneider

Fadendünn bei sich. „Meinen Feind kenn' ich, das ist Metzger Färsenkopf, ein grober Gesell, aber sonst ein einsichtiger Mann. Was an mir liegt, ich vertrage mich wohl mit ihm, und wenn andre auch so dächten über ihre Feinde, wie ich, so vertrüge jeder sich mit seinem Gegner und die unziemliche Stadtfehde hätte bald ein Ende!"

Als nun am Johannisabend die Feuer brannten und das Jungvolk sich im Tanze schwang, die andern aber beim Bier ihrer Sorgen vergaßen, schlich Meister Fadendünn sich aus der Stadt und nach dem feindlichen Orte hin. Die Leute waren dort beim gleichen Geschäft, wie die Schildbürger, nur daß sie, da inzwischen ein Stündlein vergangen war, dem Trunk schon wacker zugesprochen hatten und guter Laune waren. Mit Leichtigkeit gelangte Fadendünn durch das Tor, das noch offen stand, weil der Wächter mit zechte, und schlug den Weg nach dem Marktplatz ein, wo das Johannisfeuer brannte und die Musik erklang. Er sah seinen Fehdegegner im Trinkzelt sitzen, schlich sich herzu und rief ihn leise an: „He, he, Gevatter Färsenkopf!" Der Metzger sah sich um und wollte einen Ausruf tun, aber der andre machte ihm gar geheimnisvolle Zeichen und winkte ihm, so daß er dachte, ein geheimer Bote der Schildbürger wäre an ihn abgesandt, da er zu den Führern der bewaffneten Macht seines Städtchens zählte. Deshalb ließ er sich von dem Schneider in einen Winkel führen und hörte mit Erstaunen den Ausführungen seines Gegners zu. „Ihr, gerade Ihr, mein Feind?" und er lächelte, als er den dürren, schwächlichen Schneider sah. Aber der andre bedeutete ihm sehr ernsthaft: „Ihr sollt nicht lachen, es ist an dem, wie ich sage, jeglicher unter uns hat sich Einen von Euch

besonders ersehen, und es wird sehr ernst, so nicht Ihr mir helfet, das Ärgste zu verhüten. Ich selber will nicht Euer Blut und Leben, ich reiche Euch die Hand und sage: Wir wollen uns miteinander vertragen und dem Streit aus dem Wege gehen. Ich meine, auch Euch dürfte es lieber sein, Eure Schweine und Kälber zu schlachten, als lebendige Menschenbrüder, kann man doch nie wissen, wie's ausgeht!"

„Das schon," sagte der Metzger, der sich des tapferen Schneiderleins im Märchen erinnerte, und dem es gar unheimlich zumute wurde, denn er wußte nicht, wie ihm Fadendünn gefährlich werden sollte, und gerade deshalb kam er immer mehr und mehr in Angst und sah sich schon allerlei unheimlichen Pfiffen und Schlichen hilflos erlegen. „Was mich betrifft, ich will mich schon vertragen! Topp, meine Hand — wir Zwei sind keine Feinde!" —

„Topp, Gevatter, und das erste Schwein, das meine Frau fett gemacht hat, will ich an Euch verkaufen," erwiderte der Schneider. „Und wenn die Fehde aus ist und wir das Friedensfest feiern, seid Ihr mein Gast!"

Und weil er gar stolz darauf war, allen seinen Freunden und Bekannten zu zeigen, daß ihm der unheimliche Schneidersmensch keine Feindschaft mehr nachtrage, bat und nötigte er ihn so lange, bis er endlich mit ihm ins Trinkzelt ging — zum Staunen und Verwundern der feindlichen Bürger. Und der Schneider war aus Angst freundlich gegen jedermann. Das konnte natürlich niemand wissen, und alle glaubten, wunder welche geheime Macht der Schneider habe. So sank ihnen der Mut immer mehr und mehr dahin, und als sie nun gar von den Plänen der Schildbürger erfuhren, wurde es ihnen so bang zumute wie noch nie. Gern hätte die-

ser oder jener gewußt, wer es auf ihn besonders abgesehen hätte, aber niemand getraute sich den unheimlichen Schneider zu fragen, denn der lächelte so verwegen (in Wahrheit verlegen), daß allen ein Grauen ankam. Darum dünkte sie der Handel viel gefährlicher, als sie im Anfang gemeint, und sie sahen ein, daß sie die Schildbürger wieder zu Freunden machen müßten — je eher, je besser. Aber sie getrauten sich nicht, etwas richtiges zu unternehmen.

Übrigens ward es auch unter den Schildbürgern schon des nächsten Tages ruchbar, daß Schneider Fadendünn sich mit seinem Feinde vertragen hätte. Mancher fand das sehr nachahmenswert, und als am bestimmten Morgen die Abteilungen der Streiter einander auf dem Felde, halben Wegs zwischen beiden Städten, begegneten, fehlten auf jeder Seite ihrer Drei, die waren zu Hause geblieben, weil sie mit ihren Gegnern schon Frieden gemacht hatten, und niemand hatte sie bewegen können, noch in den Krieg zu ziehen.

Die Schildbürger marschierten geradeswegs auf die Feinde los, und kaum erscholl des Nachtwächters Befehl zum Angriff, als ein heftiges Durcheinanderrennen entstand, denn jeder suchte den ihm erwählten Feind. Die Feinde aber erschraken nicht wenig über solchen Feuereifer der Schildbürger, und sobald ein jeder von ihnen sah, wer es auf ihn abgesehen hatte, so schrie er in höchstem Entsetzen: „Komm her, wir wollen uns miteinander vertragen!"

Das war den meisten der Schildbürger auch recht, und die Gegner warfen auf dem Schlachtfeld die Waffen beiseite und reichten einander die Hände. Nur der Schuster Pech wollte vom Vertragen nichts wissen und walkte den feindlichen Gerber tüchtig durch mit seinem Knieriemen, den

er mitgenommen hatte. Die Armbrust und sein kurzes Schwert waren ihm entfallen, und erst, als der Besiegte um Gnade schrie, ließ er von ihm ab. Auch an anderer Stelle tobte der Kampf noch eine Weile, nämlich zwischen den Bürgermeistern, weil sie wegen des Bockes am meisten gekränkt waren. Von denen, die nun schon Frieden geschlossen hatten, durfte doch keiner seinem Landsmann zu Hilfe kommen, und unter dem heftigen Wirbel der Trommeln ging der Lärm der Fehde noch eine Weile weiter. Als nun der Bürgermeister von Schilda zuletzt unten lag, brüllte er immerzu: „Hör' auf, ich will mich mit dir vertragen!"

„Aber ich nicht," sagte der sieghafte Gegner und prügelte unentwegt weiter. Und erst, als die Schildbürger, um ihren Bürgermeister zu retten, eine weiße Fahne aufsteckten, griffen die Gegner ein und hielten ihrem wütigen Stadtoberhaupt die Hände fest, da mußte er denn endlich inne halten.

Die Trommler hörten auf zu lärmen, und der Trompeter rief alle Streiter zusammen. Es ward ein Waffenstillstand beschlossen und danach, als man sich bei einem Fasse Schildaischen Braunbiers von den Mühen des Kampfes erlabte, kam ein Vertrag zustande. Der Bock wurde geschlachtet und gemeinschaftlich verzehrt, die Gegner erklärten sich für befriedigt, mußten aber versprechen, fortan besser die Weidegrenzen zu achten.

So endete die Fehde nicht unrühmlich für die Schildbürger. Denn, wenn auch der Bürgermeister nicht obgesiegt hatte, so durfte man das doch vom Schuster Pech sagen, und der Enderfolg lag auf beiden Seiten gleich.

Man hat auch nie gehört, daß die Nachbarstadt es noch

einmal gewagt hat, mit den Schildbürgern anzubinden. Im Gegenteil, wenn es einmal zu Meinungsverschiedenheiten oder Reibungen zwischen den Orten kam, dann hieß es: „Sag' mir, wer ist denn eigentlich mein Feind? Ich will hingehen und mich mit ihm vertragen!"

Die Schildbürger hielten sich aber seitdem, wie in früheren Zeiten, wieder einen Stadthauptmann und drei Stadtknechte, für alle Fälle. Denn sie dachten: „Besser bewahrt, als beklagt!" Man konnte ja nie wissen, was einmal geschehen möchte!

Der Zierbrunnen zu Schilda.

Ein junger Schildbürger war auf Wanderschaft gewesen und kam zurück in seine Vaterstadt.

Während nun das Wandern anderwärts überall üblich war, so verließ von den Schildbürgern nur selten einer seine Heimat; denn sie meinten, es wäre nirgend so schön und gäbe nirgend so gute Gelegenheit, zu lernen, was man im Leben brauche, als wie daheim in Schilda. So war dieser eine Fall eine gar große Seltenheit und ein Ereignis, und am Abend kamen alle Schildbürger im Ratskeller zusammen, um sich von dem jungen Heimkehrer von dem, was er draußen Sonderliches gesehen habe, erzählen zu lassen. Der aber meinte: „Ach, lieben Leute, viel anderes gibt es da auch nicht. Das Wasser ist nicht nasser und der Schnee nicht weißer, und im Bett schlafen sie, genau wie wir, und ihr Brot ist auch aus Mehl gebacken, und ist noch nicht mal so gut wie unseres! Nur eines fand ich in allen Städtlein, was hierorts nicht zu

finden ist. Da ist auf dem Marktplatz ein großes, eckiges oder rundes Becken, zuweilen aus Stein gehauen, manchmal aber auch gemauert. Künstlich Schmiedewerk aus Eisen ziert es: allerlei Figuren, wie der heilige Nepomuck oder Florian oder Kaiser Karolus, wo nicht gar ein Frauenzimmer oder kleine Bübeln und Maidlein. Manchmal ist's auch ein erschrecklicher Lindwurm. Immer aber ist es mit großem Fleiß gemacht und dünkt mich lustig anzuschauen. Und es kommen auch die Leute von außerhalb in solche Stadt, um das künstliche Ding zu betrachten und haben allemal viel drum zu rühmen. Warum hat unsere Stadt nicht auch solche Zier, die uns viel Ehre und Ansehen brächte?"

Die Schildbürger hörten solche Reden mit großer Verwunderung, aber auch mit Unwillen. Denn es schien ihnen nicht recht, daß ihrer Stadt irgend etwas fehlen sollte, was alle andern besaßen. Deshalb ward auch bald ein Murren darüber, daß dem guten Städtlein Schilda eine schöne Zier fehlte. Und die Sache kam vor den Rat.

Da ward der heimgekehrte Wanderbursch vor den Rat berufen und mußte die Marktzier ausführlich beschreiben, und so ward sowohl der Meister Steinmetz, wie der Meister Schmied befragt, ob er sich wohl getraue, auch so etwas Künstliches herzustellen. Ei, gewiß, sie trauten sich gar wohl, denn beide waren geschickte Meister. — Da ward ihnen eine namhafte Summe aus dem Stadtsäckel versprochen, und der Steinmetz sollte ein feines, rundes Becken hauen, aus dessen Mitte ein steinerner Sockel aufragte, der Schmied aber die Zierrate aus Eisen schmieden. Nun ward darüber beraten, was man für Zierrate haben wollte. Heiligenfiguren, Kaiser, andere Menschenbilder oder lieber Tiergestalten?

Ein Kaiserbild auf den Markt zu setzen, scheuten sich die Schildbürger, denn einmal war der gute alte Kaiser, der ihnen den Freibrief gegeben, selig abgestorben. Die neuen reisten wohl überall herum, kamen aber nicht mehr nach Schilda. Also wußten die Schildbürger nicht wie ein Kaiser aussah. Zwar hätten sie's wohl erfahren, wenn sie mit Fleiß danach geforscht hätten. Aber wenn der hohe Herr immerdar auf dem Markte gestanden — und wäre es auch nur im Bilde — so hätte sich keiner ein laut Wort zu reden getraut, denn die Schildbürger waren dem Kaiser getreue Untertanen und hatten vor ihm den allerhöchsten Respekt. Und einen Heiligen? Es gab so viele; dabei standen schon deren Bilder in der Kirche, und konnten darum doch nicht gut noch auf dem Markt steh'n? Es mußte schon etwas sein, was eben auf den Markt paßte!

Endlich verfiel Einer auf einen guten Gedanken.

„Wenn wir nun so ein Zierding bauen lassen und so viel Geld dafür hingeben," sagte er, „so muß es doch irgend einen Nutzen haben. Deshalb meine ich, man soll auf den Sockel den Gockelhahn mit der Wetterfahne setzen, der bisher auf der Kirchturmspitze gestanden hat. Jetzt steht er zu hoch und nicht jeder kann so weit sehen, um zu wissen, woher der Wind weht. Steht der Gockel aber auf dem Marktplatz vor aller Augen, so ist's für jeden bequemer."

Das gefiel allen gar wohl, und Meister Schmied bekam den Auftrag, einen schönen Gockel und eine neue Wetterfahne für die Marktzier zu arbeiten. Und weil auf dem steinernen Rande auch eine Zier sein sollte, wollte er eine Henne mit ihren Küchlein schmieden und darauf anbringen. Das paßte für den Markt und gefiel gewiß einem jeden.

Nach solchem Beschluß wurde nun verfahren. Um Ostern war die Marktzier fertig, und es gab ein großes Fest, sie einzuweihen. Alle Schildbürger standen herum und staunten sie an, und der vielgereiste Wanderer, dem sie diese neue Stadtzier verdankten, ward sehr belobt ob seiner Klugheit, Einsicht und Heimatliebe. Die beiden Meister hatten aber auch ihr Bestes getan; das Becken war schön glatt gemeißelt, und der Gockelhahn saß auf dem steinernen Sockel so natürlich, daß man glaubte, er werde zu krähen anfangen. Nach den Küchlein und der Henne auf dem Beckenrand aber griffen die Kinder, weil sie glaubten, sie wären lebendig und könnten gefangen werden. Nur jener Wandergeselle stand und schüttelte den Kopf. Ihm war, als ob an dem hübschen, teuren Ding etwas fehle. Er konnte aber nicht herausbringen, was es sei.

Zu dem Weihefest aber waren auch die Vettern und Basen manchen Hauses von außerhalb her geladen, und die brachten das Ding im Lande herum. Es ward nun so, wie es die Schildbürger sich gewünscht hatten: Fremde kamen, die neue Marktzier zu betrachten. Allein viele von ihnen taten, was der auf Wanderschaft gewesene Schildbürger noch immer jedesmal tat, wenn er vorüberging: sie schüttelten den Kopf. Einer aber mochte seine Verwunderung und seinen heimlichen Spott nicht hintan halten, sondern sprach zu den Umstehenden, unter denen sich jener Wandergeselle auch gerade befand: „Lieben Leute, das soll doch gewiß ein Marktbrunnen sein! Aber es ist ja gar kein Wasser darinnen! Seit wann hat man denn Brunnen ohne Wasser?"

„Recht gesprochen," rief der Wandergeselle aus, „das ist es, was fehlt — das Wasser!"

Da erfuhren die Schildbürger erst, daß ihre Marktzier eigentlich ein Brunnen sein sollte. Das Wasser fehlte freilich, aber da wußten sie Rat. Alle Morgen ließ der Brunnenmeister der Stadt aus dem hölzernen Trogbrunnen so viele Kübel Wasser holen und in das Becken des Marktbrnnens schütten, daß dieses fortan immer Wasser hatte.

Nun erst war es ein richtiger Marktbrunnen. Das Wasser freilich lief nicht, aber das war ja gerade das Besondere, was eben die Schildbürger in ihrer Stadt vor andern Städten voraus hatten.

Und weil nun der Gockelhahn auf dem Marktbrunnen weder Wind noch Wetter anzeigte, wurde ein Mann angestellt und damit betraut, daß er den Hahn nach dem jeweiligen Winde stelle und drehe; also war alles vollkommen.

Die Taufgevatter-Reise.

Es ist ja zur Genüge bekannt, daß die Schildbürger nicht gern ihr Heimatstädtchen verließen, aber einige Ausnahmen gibt es überall, und auch wir haben schon den einen oder anderen Schildbürger kennen gelernt, der in die Welt zog und bei seiner Rückkehr von den wunderbaren Dingen in anderen Stadtgemeinden zu erzählen wußte.

Es mußte schon ein zwingender Grund vorliegen, wenn ein Schildbürger seinem Haus den Rücken kehrte, wäre es auch nur auf kurze Zeit. Und ein solch' zwingender Grund

lag für den Gerbermeister Feller vor, der treu an allem bisher Gepflogenen festhielt und ein Feind alles Fremden und Neumodischen war. Aber gerade er hatte es nicht verhindern können, daß seine Tochter, die ein hübsches und munteres Mädchen war, tüchtig und geschickt zu allen weiblichen Arbeiten, einen Wandergesellen geheiratet hatte und mit diesem nach einer Stadt, einige Meilen von Schilda entfernt, gezogen war. Darüber war er recht unglücklich und hatte deshalb schon viel in der Gemeinde zu hören bekommen. Seine angesehene Stellung hatte durch die alten Sitten und Gewohnheiten der Schildbürger entgegenlaufende Heirat unendlich gelitten, und er selbst trug am schwersten an diesem Treubruch seiner Tochter. Er hatte sie so sehr geliebt, daß er ihren Verlust immer noch nicht verschmerzen konnte, und doch hatte er, weil sie ihn so innig bat und er ihrem Glück nicht im Wege stehen wollte, schließlich doch die Erlaubnis zu der Heirat gegeben. Das war zwei Jahre her. Seitdem hatte er seine geliebte Tochter nicht wieder gesehen. Da war vor einigen Tagen ein Brief gekommen, in dem er zum Großvater ernannt und zur Taufe eingeladen wurde. Freude und Stolz empfand er bei dieser Nachricht, aber auch Kummer und mancherlei Bedenken. Wie sollte er seine liebe Heimat verlassen, um die weite Reise zu fremden Menschen zu machen? Die Sehnsucht, seine Tochter wiederzusehen, war durch diesen Brief aufs neue angefacht worden; aber wer sollte sein Haus bewachen, denn seine Frau war schon lange tot. In tiefe Gedanken versunken und leise vor sich hinredend ging er zwei Tage umher, und die Nachbarn verwunderten sich, was mit dem sonst so ruhigen Gerbermeister vorging und was ihn so in Erregung versetzen könnte.

Schließlich teilte er ihnen den Grund seines veränderten Wesens mit. Seine Freunde beglückwünschten ihn und redeten ihm sehr zu der Reise zu, so daß er sich schließlich entschloß, seine Tochter zu besuchen. Aber was sollte jetzt mit seinem Haus während seiner Abwesenheit werden? Wer würde seine Tür bewachen? Das machte ihm rechte Sorge. Von den Schildbürgern hatte er ja nichts zu befürchten. Aber in der neuen Zeit kamen so viel Wandergesellen und lose Burschen durch das Städtchen, daß man seiner selbst nicht mehr sicher war. Von diesen Fremdlingen war mehr als einmal dem Fleischer eine Wurst oder ein Schinken, dem Bäcker Brot und Kuchen, dem Bauern Hühner und Gänse, Rüben und Kartoffeln gestohlen worden. Wie leicht könnten sie ihm die kostbaren Felle wegholen und sich schönes Geld damit erwerben. Daher sann er angestrengt nach, was zu tun wäre, um sein Haus vor Dieben sicher zu machen. Endlich hatte er es gefunden. Da er nicht beim Haus bleiben und die Tür bewachen konnte, beschloß er, die Tür auszuhängen und sie mitzunehmen; so war er sicher, daß niemand die Tür einschlagen und das Schloß aufschließen werde.

Am nächsten Tage machte er sich gleich früh auf den Weg und schleppte die Tür mit sich. Seine Freunde und Nachbarn und alle anderen Bewohner von Schilda waren nicht wenig erstaunt über die Weisheit und den praktischen Sinn des Gerbers. Dieser seufzte schwer unter der Last der Tür, die ihn auf seinem weiten Marsch immer mehr und mehr drückte. Schließlich aber kam er doch glücklich bei seiner Tochter an. Als er in dem Ort, wo seine Tochter wohnte, einzog, wußten die Leute auf der Straße nicht, was sie denken sollten und lachten weidlich über den merkwürdigen

Sonderling. Seine Tochter freute sich sehr über sein Erscheinen, schüttelte aber den Kopf, als sie hörte, was es mit der Tür für eine Bewandtnis hatte.

Am Nachmittag fand nun die Taufe statt, an die sich eine große Tauffestlichkeit anschloß. Man aß und trank und tat sich gütlich. Dem Schildbürger schmeckte es vorzüglich, sonderlich der Kuchen hatte es ihm angetan, und wacker vertilgte er in kurzer Zeit neun große Stück davon. Endlich war er satt und, soviel er auch genötigt wurde, noch weiter zu essen, er vermochte nichts mehr hinunter zu bringen. Er dankte und sagte: „Warum habt ihr mir das neunte Stück jetzt schon gegeben! Hättet ihr's zurückgelegt und mir lieber das erste und zweite nochmals vorgesetzt, so hätte ich wohl noch länger essen können, und wäre nicht so bald satt geworden, also, daß ich eurem Kuchen nicht weiter die Ehre antun kann, die ihm gebührt." Sein Tochtermann lachte weidlich über diese sonderliche Rede des Schildbürgers und versprach ihm, das nächste Mal solle er das neunte Stück überhaupt nicht bekommen, damit er gar nicht aufzuhören brauche mit Kuchen-Essen. Da freute sich der Alte, daß er einen so guten Tochtermann hatte, und sie saßen noch lange bei fröhlichem Trank und munterem Geplauder zusammen.

Am nächsten Tag brach der Schildbürger wieder auf und nahm seine Tür in derselben Weise auf den Rücken, wie auf dem Herweg. Als Geschenk gab ihm seine Tochter einen jungen Hund mit, der ihm bei Bewachung seines Hauses gute Dienste leisten würde. Er nahm ihn mit Dank an, legte ihn an die Leine und ging hinweg.

Als der Schildbürger so seines Weges dahin wanderte,

kam ein anderer Hund herzu und fing an, mit dem, der an der Leine ging, zu spielen. Der Schildbürger wollte den fremden Hund verscheuchen und schimpfte und stieß mit dem Fuße nach ihm. Aber er kam immer wieder. Schließlich dachte der Schildbürger an die Tür, die er bei sich hatte, und sagte zu sich: «Wenn ich den Hund so nicht los werde, erschlage ich ihn mit der Tür.» Aber der fremde Hund wollte nicht ablassen und der Schildbürger hatte sehr beschwerliches Gehen, da er durch die Zerrereien, seines an der Leine laufenden Hundes im Ausschreiten gehindert wurde. So nahm er schließlich die Tür vom Rücken und warf sie nach den beiden Tieren. Der fremde Hund war mit einem behenden Satz zur Seite gesprungen, aber sein eigener, der an der Leine festgebunden war, konnte nicht ausweichen und wurde daher von der Tür totgequetscht.

Mit offenem Munde und blödem Staunen stand der Schildbürger händeringend vor dem toten Hund und überlegte, was zu tun wäre. Sollte er ihn begraben, sollte er ihn seiner Tochter wieder zurückbringen, oder sollte er ihn mitnehmen. Schließlich nahm er ihn unter den Arm und die Tür wieder auf den Rücken, und wanderte eilends seiner Heimat Schilda zu; dort kam er gegen Sonnenuntergang an. Seine Nachbarn empfingen ihn mit sorgenvollen Gesichtern, und schon am Tor hatte er gehört, daß Diebe sein ganzes Haus ausgeräumt und seine gesamte Habe weggeschafft hatten. Als er endlich vor seinem Hause anlangte, bot sich ihm ein trostloser Anblick dar. Nicht nur seine Felle und Häute waren verschwunden, sondern auch der größte Teil seiner Tische, Stühle, Truhen und seines sonstigen Hausrates. Laut wehklagend verwünschte er seine Tochter und ihren Mann,

die an allem Unglück schuld waren. Wären sie in Schilda geblieben, so hätte er nicht sein Haus so lange allein zu lassen brauchen und wäre noch im Besitz seiner Güter. Was sollte er nun anfangen? Es blieb ihm nichts weiter übrig, als zu seiner Tochtermann zurückzukehren, der auch Gerber war, und diesem im Handwerk zu helfen. Seine Freunde und Nachbarn beherbergten ihn für die Nacht, gaben ihm Zehrgeld mit auf dem Weg und wünschten ihm für die Reise und sein ferneres Leben viel Glück.

Die Schildbürger versenken ihre Glocke.

Wieder einmal verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden um ihr Hab und Gut besorgt, es möchte ihnen ihr Eigentum von den Feinden weggeführt werden; besonders Angst war ihnen um eine Glocke, die auf dem Rathause hing. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Büchsen daraus gießen wollen. So wurden sie denn nach langem Ratschlagen eins, dieselbe bis zu Ende des Krieges in den See zu versenken, und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein: wie sie den Ort denn auch wiederfinden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachsen," sagte der Schultheiß und schnitt mit dem Messer eine Kerbe in das Schiff, an dem Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten; „hier bei dem Schnitt," sprach

er, „wollen wir sie wiedererkennen.“ So ward die Glocke hinausgeworfen und versenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerbschnitt an dem Schiffe fanden sie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten sie forthin ihrer guten Glocke.

Des Schildbürgers Tapferkeit.

Das Geschrei von einem Kriege, weswegen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See versenkt hatten, war nicht so nichtig, daß sie nicht selbst in der Tat etwas davon empfunden hätten. Denn innerhalb weniger Tage kam ihnen der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Besatzung in die Stadt zu schicken, dem sie auch nachlebten. Einer dieser abgeordneten Schildbürger, nicht der geringste, begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten, der eben seine Untertanen, Ochsen, Kühe und Kälber, austreiben

wollte; und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und mutig zog der Schildbürger den Dolch aus seinem Gürtel, trat gegen die Kuh und sprach: „Bist du eine ehrliche und redliche Kuh, so stoße noch einmal!" Womit er diesen Feind glücklich aus dem Felde schlug.

Die Schildbürger ersäufen einen Krebs.

In dieser gefährlichen Zeit hatte sich ein unschuldiger, armer Krebs verirrt, und als er vermeinte, in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglück gen Schilda ins Dorf. Als ihn hier einige Bürger gesehen hatten, daß er gar viele Füße habe, daß er vorwärts und rückwärts gehen könne, und was ein ehrlicher Krebs dergleichen Tugenden mehr an sich hat, gerieten sie in großen Schrecken, denn sie hatten noch nie zuvor einen Krebs gesehen. Sie schlugen deswegen Sturm, kamen alle zum Beratschlagen über das ungeheure Tier zusammen und zerquälten sich mit Nachsinnen, was es denn wohl sein möge. Niemand konnte es wissen, bis zuletzt der gelahrte Schultheiß sagte: es müsse wohl ein Schneider sein, dieweil er zwei Scheren bei sich habe. Um dies herauszubringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländisch Tuch, und wo der Krebs hin- und herkroch, da schnitt ihm einer mit der Schere hintennach, denn sie dachten nicht anders, als daß der Krebs, als ein rechtschaffener Meisterschneider, das Muster eines neuen Kleides entwerfe, welches sie dann sofort nachäffen wollten. So zerschnitten sie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Da trat

einer unter ihnen auf und sagte, daß er einen erfahrenen Sohn habe, der sei drei Tage lang auf der Wanderschaft gewesen und auf zwei Meilen Wegs weit und breit gereist, habe viel gesehen und erfahren; er zweifle nicht daran, dieser werde dergleichen Tiere mehr gesehen haben und wissen, was es sei. So wurde der Sohn in den Rat berufen. Dieser besah das Tier lang von hinten und von vorn, er wußte gar nicht, wo er es anfassen sollte, und wo es den Kopf hätte; denn weil der Krebs rückwärts kroch, so meinte er, der Kopf wäre, wo der Schwanz ist. Endlich sprach er: „Nun habe ich doch meine Tage viel Wunders hin- und hergesehen, so etwas ist mir aber noch nicht vorgekommen! Wenn ich aber sagen soll, was es für ein Tier sei, so spreche ich nach meiner Einsicht: wenn es nicht eine Taube ist oder ein Storch, so ist es gewiß ein Hirsch, denn er scheint ein Geweih zu haben. Aber unter diesen dreien muß es eines sein." Jetzt wußten die Schildbürger soviel wie zuvor, und als ihn einer anfassen wollte, erwischte ihn der Krebs mit der Schere dermaßen, daß dieser um Hilfe zu rufen und zu schreien anfing: „Ein Mörder ist's, ein Mörder!" Als die anderen Schildbürger dies sahen, hatten sie daran genug, setzten sich eilig auf der Stätte selbst, wo der Bauer gebissen worden, zu Gerichte und ließen folgendes Urteil über den Krebs ergehen: „Sintemal niemand wisse, was es für ein Geschöpf sei, es aber sich herausgestellt habe, daß dasselbe sie betrogen und sich für einen Schneider ausgegeben, während es doch offenbar nur ein Leute betrügendes und schädliches Tier sei, ja, ein Mörder, so erkennen sie, daß es solle gerichtet werden als ein Betrüger und Mörder, und zwar, zu mehrerer Schmach, im Wasser ersäuft werden."

Demzufolge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu fassen und auf ein Brett zu legen, dieser trug ihn dem Wasser zu, und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit; da ward er, in Beisein und Zusehen sämtlichen Volkes ins Wasser geworfen. Als der Krebs sich wieder in seinem Elemente fühlte, da zappelte er und kroch hinter sich. Die Schildbürger aber sahen es nicht ohne großes Mitleid an. Einige huben an zu weinen und sprachen: „Schauet doch, wie tut der Tod so wehe!"

Wo einem Kriegsknecht aus Schilda das Herz sitzt.

Einige Zeit darauf taten die Städter einen Ausfall, um auf den Feind zu streifen und den Bauern Hühner und Gänse abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein Panzerstück, eine Hand breit, gefunden, und weil er sich gerade eine neue Kleidung machen ließ, so befahl er dem Schneider, dieses Blech unter das Futter ins Wams einzunähen und gerade vor das Herz zu setzen, damit er desto sicherer wäre und auch einen tüchtigen Puff aushalten könnte; denn schon früher sei ihm ein solches Glück widerfahren, daß, als er ein halbes Hufeisen gefunden und dasselbe unter den Gürtel gesteckt, er damit einen Schuß aufgefangen, welcher ihm sonst das Leben gekostet hätte. Der Schneider versprach, es ihm nach Willen zu machen; setzte lächelnd hinzu, er wolle den rechten Fleck mit dem Panzerstücke schon treffen. Wie die Kleidung fertig war, lief der Schildbürger getrost unter den andern hinaus, gute Beute

zu erjagen; aber ehe er sich's versah, waren die Bauern über ihn hergefallen und jagten ihn. In der Angst wollte er über einen Zaun setzen, blieb aber mit den Hosen, welche hinten einen Zug hatten, an einem Zaunstecken hängen. Da stach einer der Bauern nach ihm mit der Hellebarde, so daß er vollends über den Zaun hinüberflog. So lag er drüben lange in Todesangst und seiner Meinung nach schwer verwundet. Als aber die Feinde vorübergezogen waren und er nichts von einer Wunde spürte, verwunderte er sich sehr und beschaute seine Hosen, ob nicht wenigstens diese durch- und durchgestoßen seien. Da fand sich's, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerstück ausersehen und es hinten in die Hosen gesetzt und hier ins Futter vernäht hatte. „Ei, nun danke ich Gott," sprach der Kriegsknecht, „und dem klugen Manne, der mir dieses Kleid gemacht hat. Wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz sitzen muß!"

Die Schildbürger und der Maushund.

Mit farbigem Bild.

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte geschlagen, obgleich sie keine Glocke mehr besaßen. In ihrem Flecken gab es nämlich keine Katzen, wohl aber so viel Mäuse, daß vor denselben auch im Brotkorbe nichts sicher war. Was sie nur neben sich stellten, ward ihnen gefressen und zernagt. Darüber waren sie in großen Ängsten. Da begab es sich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihr Dorf zog; der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirt ein. Der Wirt fragte

ihn, was doch dieses für ein Tier sei? Er sprach: es sei ein Maushund. Nun waren die Mäuse in Schilda so einheimisch und zahm, daß sie vor den Leuten gar nicht mehr flohen und am hellen Tage ohne Scheu hin- und herliefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen; und diese erlegte vor den Augen des Wirts nicht wenig der Mäuse. Als der Gemeinde dies durch den Wirt angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann, ob ihm der Maushund feil wäre; sie wollten ihm denselben gut bezahlen. Er antwortete: der Hund sei ihm zwar nicht feil, weil sie aber seiner so gar bedürftig wären, wollte er ihnen denselben angedeihen lassen, und das um einen billigen Preis. Und so forderte er hundert Gulden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm des Kaufes eins in der Art, daß sie ihm die Hälfte der Summe bar darlegen sollten, das übrige Geld sollte er nach Verfluß eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeschlagen; der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der sie ihr Getreide liegen hatten, und wo es auch am meisten Mäuse gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde weg; er fürchtete sich, der Kauf möchte sie gereuen, und sie möchten ihm das Geld wieder abnehmen. Im Gehen aber sah er oft hinter sich, ob ihm nicht jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergessen zu fragen, was der Maushund esse. Darum schickten sie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deshalb fragen sollte. Als nun der mit dem Gelde sah, daß ihm jemand nachlaufe, eilte er nur desto mehr. Der Bauer aber rief ihm von ferne zu: „Was isset Er? Was isset Er?" Jener antwortete: „Wie

man's beut! Wie man's beut!" Der Bauer aber verstand: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!" Er kehrte in großem Unmut heim und zeigte das dem Rate, seinen gnädigen Herren, an. Diese erschraken sehr darüber und sprachen: „Wenn er keine Mäuse mehr hat, so wird er unser Vieh fressen und endlich uns selber, ob wir schon ihn mit unserem guten Gelde an uns gekauft haben!" Sie hielten deswegen Rat über die Katze und wollten sie töten. Es hatte aber keiner das Herz, sie anzugreifen. Endlich beschlossen sie einmütig, die Burg, in welcher die Katze sich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre besser, als daß sie alle um Leib und Leben kommen sollten. Und somit zündeten sie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, sprang sie zu einem Fenster hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angst als die Schildbürger, da sie des Maushundes nicht loswerden konnten. Sie hielten aufs neue Rat, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf ein Dach; da saß sie eine Weile und putzte sich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf; die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand auf und schwöre, daß er solches nicht ungerächt lassen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu stechen. Sie aber ergriff den Spieß und fing an, an demselben herabzulaufen. Darüber entsetzten sich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieses verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon.

Schildas Untergang.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. — Damals verbrannte auch ihr dreieckiges Rathaus und ihre Kanzlei, so daß von ihren Chroniken und Akten nichts Ordentliches mehr zu finden ist und ihre Taten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. — Die armen Bürger waren in großer Not: Hab und Gut war dahin; dazu fürchteten sie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden keinen besseren Ausweg, als andere Wohnungen zu suchen, wo sie vor dem Untier sicher bleiben könnten. Darum beriefen sie einen Rat mitten in dem Walde ein, um sich darüber einig zu werden, wo sie alle mit einander hinziehen wollten.

Aber keiner wußte einen Ort zu nennen, wohin sie wirklich gepaßt hätten. Schließlich meinte der Sohn des Schultheißen, er habe schon einmal von einem Flecken gehört, der hieße Tripstrille, und das sei ein sehr merkwürdiger, wunderlicher Art. Dort bellten die Hunde mit den Schwänzen, und anstatt daß die Weide über dem Wasser hinge, hinge das Wasser über dem Weidenbaum. Er meinte daher, man solle Kundschafter aussenden, und wenn sich alles das bestätige, was er gehört habe, so wüßten sie gleich wohin, und könnten in Gemeinschaft nach Tripstrille ziehen.

„Lieben Freunde," sprach darauf sein Vater, „Ihr habt alle gehört, was mein Sohn sagte! Warum sollen wir aber erst Kundschafter aussenden? Ist es nicht bessesr, wir ziehen gleich dorthin? Denn wer weiß, ob die Kundschafter auch den richtigen Ort finden! Vier Augen sehen mehr denn zwei. Wir sind aber noch viel mehr als vier, also werden

wir alle zusammen mehr und besser sehen als unsere Kundschafter allein. Darum sage ich: Wir ziehen sogleich nach Triptrille, und zwar alle miteinander. Finden wir den Ort, sind wir gleich da, und keiner braucht zurückzulaufen. Finden wir den Ort nicht, kann keiner dem andern einen Vorwurf machen!"

„Bravo!" riefen alle Schildbürger, „das ist gut gesprochen!" Und alle zogen los.

Das ging eine Zeitlang ganz gut. Als aber die ganze Rotte an einen Kreuzweg kam, war wieder guter Rat teuer, denn keiner wußte, wohin er sich wenden sollte. Da rissen die Schildbürger kurzerhand den Wegweiser heraus und nahmen ihn mit sich. Sie glaubten, es würde ihnen nun an nichts mehr fehlen, der Wegweiser würde ihnen schon den rechten Weg weisen.

Leider erwies sich aber diese Hoffnung als trügerisch. Der nächste Wegweiser, den sie fanden, zeigte ganz andere Orte an, als der ihrige. Da wurden die Schildbürger zornig und verbrannten beide Wegweiser auf offener Straße. Sie meinten nämlich, einer derselben habe sie belogen und betrogen, und da sie nicht wissen konnten, wer der Lügner war, verbrannten sie beide, so traf die Strafe bestimmt auch den Missetäter.

Die Bauern in der Umgegend aber bedrohten die Schildbürger deswegen hart, so daß es beinah zur Schlägerei gekommen wäre, wenn sie nicht schleunigst lange Beine gemacht hätten.

So zogen sie also betrübt und traurig weiter durch alle Städte und alle Länder, und bald wurde der eine, bald der andere wandersmüde. Er blieb mit den Seinen zurück und

ließ sich dort nieder, wo es ihm gefiel. Zuletzt war nur noch der Schultheiß und sein Sohn übrig. Da sah der Sohn in einem bestimmten Ort — der Name tut nichts zur Sache — ein hübsches Mägdlein und fand Gefallen an ihm, aber auch dem Mägdlein gefiel der Bursche wohl. Da wurden beide ein glückliches Paar und nahmen den alten Schildbürger Schultheiß bei sich auf.

So endete die Wanderschaft der Schildbürger, und seit dieser Zeit gibt es Schildbürger in der ganzen Welt.